

O. v. Schaching, Zwei Waffenbrüder.

Zwei Waffenbrüder.

Ein historisches Gemälde
aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Für die Jugend entworfen

von

Otto von Schaching.

Mit einem Titelbilde.

Regensburg.
Nationale Verlagsanstalt Act.-Ges.
1894.

Buchdruckerei der „Nationale Verlagsanstalt Act.-Ges. Regensburg".

Vorwort.

Im 13. und 14. Jahrhunderte zählte das im nordöstlichen Spanien liegende Königreich Aragon zu den mächtigsten Staatenbildungen Europas. Insbesonders war das kleine Fürstentum Catalonien mit seiner Hauptstadt Barcelona zu einer politischen Bedeutung erstarkt, welche sich über das ganze Mittelmeerbecken, bis nach Sicilien und Unteritalien, bis nach Griechenland und in die Levante fühlbar machte. Diesen Einfluß ver-

dankte es zunächst der Tüchtigkeit seiner Fürsten, die wie Jayme I. (Jakob) (1213—1276) durch Klugheit, Geschick und Tapferkeit die Bewunderung ihrer Zeitgenossen besaßen und durch kühne kriegerische Unternehmungen die Grenzen ihres anfänglich kleinen Reiches allmählich weiter hinausschoben. So entriß Jayme I. den Mauren die balearischen Inseln, die herrlichen Königreiche Valencia und Murcia. Im 13. Jahrhunderte erreichte Barcelona, welches als die Seele des Königreichs Aragon betrachtet werden konnte, den Rang einer der bedeutendsten und blühendsten Handelsstädte des Mittelmeeres, die als solche sogar mit den mächtigen Handelsrepubliken Italiens, mit Genua, Venedig und Pisa erfolgreich wetteifern durfte. Die Flotten Cataloniens befuhren alle damals bekannten Meere und was die Tüchtigkeit seiner Soldaten betrifft, so erfüllte ihr Ruhm die ganze Welt. Die Catalanen hatten sich in immerwährenden Kämpfen gegen die Mauren zu unübertrefflichen

Kriegern ausgebildet, denen nichts süßer klang als Waffengetöse und welchen der Friede etwas zu sein schien, wonach sie kein Begehren trugen.

Man würde sich aber sehr täuschen, wollte man in den Catalanen bloß ein kriegerisches Volk sehen. Allerdings waren die Almugavaren, von denen in den folgenden Blättern erzählt werden soll, von wildester Tapferkeit beherrscht und machten sie ihren Namen im Abend- und Morgenlande gefürchtet. Aber die Catalanen des Mittelalters waren nicht minder hochgebildet als tapfer. Sie besaßen eine herrliche Litteratur und liebten Wissenschaften und Künste fast leidenschaftlich. Zu den Perlen dieser Litteratur muß die „Chronik des Edlen Ramon Muntaner" gerechnet werden, welcher von den bewegenden Ereignissen seiner Zeit, bei denen er selbst in irgend einer Weise mitgewirkt hat, späteren Geschlechtern in jenem Buche ein mit Meisterhand gefertiges Gemälde hinterließ.

Was nun in den nachstehenden Blättern erzählt wird, stützt sich in der Hauptsache auf die Chronik des berühmten Catalanen, der ich so getreu als thunlich gefolgt bin. Ich habe aus derselben jenen Teil ausgehoben, welcher mir für jugendliche Leser am meisten Interesse zu haben schien, denn die abenteuerlichen Fahrten, Unternehmungen und Thaten der zwei Helden: Roger de Flor und Ramon Muntaners selbst, die den Gegenstand jenes Teils der Chronik bilden, werden niemals ihrer Anziehungskraft verlustig gehen. Zudem ist dies ein Kapitel aus der Geschichte, welches für unsere studierende Jugend fast noch ein völliges Fremdgebiet ist. Und doch könnte, wie schon vor mehreren Jahrzehnten ein berühmter deutscher Mann (Gervinus) von der Chronik Muntaners geschrieben hat, der Jugend kein Buch geboten werden, welches ihren Vorstellungen von Ritterlichkeit und Rittertum so sehr entspricht, als die Chronik Muntaners, und welches dabei den Vorteil besitzt, daß es trotz

des abenteuerlichen und romantischen Charakters, der es auszeichnet, dennoch nie vom Boden der geschichtlichen Wahrheit sich verirrt. Muntaners Buch ist ein Roman, ohne Erfindung und Dichtung zu sein, es ist eines der herrlichsten und anziehendsten Bücher, welche jemals in irgend einer Sprache geschrieben wurden. Ich empfehle daher auch der studierenden Jugend seine Lektüre ganz besonders, obschon sich freilich in den wenigsten Studienbibliotheken die von K. Lanz besorgte zweibändige deutsche Übersetzung der Chronik Muntaners (Leipzig 1842) finden wird. Aber wer Gelegenheit hat, in Besitz derselben zu gelangen, möge nicht unterlassen, sich mit diesem kostbaren Schatze mittelalterlicher Chronikschreibung bekannt zu machen; er wird in Ramon Muntaner einen der vorzüglichsten Schriftsteller jener Zeit kennen lernen und sein geschichtliches Wissen ganz bedeutend vermehren.

Möge nun vorliegendes Büchlein, welches sich, wie schon erwähnt, der Chronik thunlichst enge

anschließt, bei der Jugend jene warme Aufnahme finden, die es im Hinblicke auf seine Quelle verdient, und möge es in dem einen oder anderen der jungen Leser den Wunsch und das Verlangen nach dem Hauptwerke selbst rege machen.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Kaiser Friedrich II. von Deutschland (1215 bis 1250) hatte einen Falkner, Richard de Flor genannt, einen Deutschen, der bei dem Herrscher ein großes Ansehen genoß. Richard war mit einer Italienerin aus Brindisi verheiratet; er hatte zwei Söhne, von denen der ältere Jakob, der jüngere Roger de Flor hieß. Zu jener Zeit nun, als Konradin, der letzte Hohenstaufe, der durch sein erschütterndes Ende bekannt geworden ist, nach Italien kam, war der ältere der beiden Brüder erst vier Jahre alt, während Roger nur ein Jahr zählte. Ihr Vater, ein durch Tapferkeit ausgezeichneter Soldat, kämpfte für Konradin wider König Karl von Anjou und fiel in der Schlacht von Tagliacozzo (1268). Als Karl zur Herrschaft gelangte, nahm er allen, die wider ihn gestritten hatten oder zur Dienerschaft des Kaisers oder dessen Halbbruders, König Manfred, gehörten, ihr Besitztum. Auf diese Weise blieb der Familie Roger nichts, als was die Mutter in ihrer Mitgift mitgebracht hatte, alles andere wurde ihnen genommen.

Zu selbiger Zeit segelten die Schiffe der Messiner nach Brindisi und aus Apulien kamen sie dorthin, um zu überwintern und um Pilger und Lebensmittel zu holen; denn die Messiner hatten damals den ganzen unteritalienischen Handel in ihren Händen. Nachdem die Schiffe überwintert hatten, pflegten sie im Frühjahre Pilger, Öl, Wein, Weizen und sonstige Lebensmittel für Acre in Palästina einzuladen.

Als Roger de Flor acht Jahre alt war, geschah es, daß ein edler Templerritter, Vasayll mit Namen und aus Marseille gebürtig, nach Brindisi kam. Dieser Templer bekleidete die Stelle eines Schiffshauptmannes im Orden und galt als ausgezeichneter Seemann. Er ließ sein Schiff im Hafen von Brindisi überwintern und dort ausbessern. Während dieser Zeit kam der kleine Roger, dessen Mutter ihr Haus ganz in der Nähe des Hafens liegen hatte, täglich aufs Schiff und kletterte darauf herum wie ein Affe. Der edle Bruder Vasayll gewann den Knaben rasch lieb, er erlustigte sich an seinen fröhlichen Einfällen und freute sich an seiner jugendlichen Geschicklichkeit und Gewandtheit, mit welcher er an den Masten emporkletterte und sich auf dem Schiffe bei diesen und jenen Verrichtungen der Matrosen zu schaffen machte. Bald erkannte er, daß der Kleine ein entschiedenes Talent für den Kriegsdienst und besonders für das Flottenwesen habe, und da er den Knaben liebte wie seinen eigenen Sohn, so bat er dessen Mutter, ihm Roger zur militärischen Ausbildung

zu übergeben; er werde thun, was in seinen Kräften stehe, um aus Roger einen tüchtigen Soldaten und ein brauchbares Mitglied des Templerordens zu machen. Mit den Bitten des Ritters vereinigten sich diejenigen des Knaben, und endlich willigte die Mutter ein.

Roger täuschte die Erwartung seines Lehrmeisters nicht. Es war zum Erstaunen, wie schnell er den Seedienst begriff. Schon mit fünfzehn Jahren galt er als der tüchtigste Matrose, und als er zwanzig Jahre zählte, verstand er das Seewesen bereits so vorzüglich, daß ihm der Templer Vasayll das Schiff gänzlich zum Befehle anvertraute. Der Großmeister des Ordens zeichnete den Jüngling aber noch besonders dadurch aus, daß er ihm den Mantel des Ordens verlieh und ihn als Bruder aufnahm.

Bald darauf kauften die Templer von den Genuesern ein stattliches Schiff, eines der größten, welches damals auf dem Meere segelte. Es führte den Namen „Falke“ und wurde dem Befehle Rogers de Flor übergeben.

„Ziehe hin, mein Sohn,“ sprach der Großmeister zu dem jungen Seehelden, „und mache deinem Orden Ehre.“

Und Roger vergaß dieses Wort nicht. Er segelte nach dem Gelobten Lande und zeichnete sich im Kampfe gegen die Ungläubigen so aus, daß die Templer den „Falken“ und seinen Befehlshaber zu den hervorragendsten Zierden des Ordens zählte. Roger de Flor verstand es aber auch,

sich Freunde zu verschaffen. So oft er Beute machte, behielt er das Wenigste für sich, sondern verteilte alles unter die Tempelritter.

Um jene Zeit fiel Acre in die Gewalt der Mohammedaner. Die Christen flüchteten scharenweise und der „Falke", welcher sich damals im Hafen von Acre befand, nahm viele Frauen und Jungfrauen auf, um sie nach dem Abendlande zu führen. Diese Fahrt brachte ihm großen Gewinn, welchen er aber nicht für sich verwendete, sondern unter seine Ordensbrüder verschenkte. Dessenungeachtet fand Roger Neider; sie verklagten ihn beim Ordensmeister, als besitze er große Schätze, die er heimlich für sich behalte. Der Großmeister lieh den Verleumdungen Gehör, nahm alles Eigentum Rogers und wollte ihn selbst gefangen setzen. Roger de Flor erhielt jedoch davon Wind und verließ, als er kaum zu Marseille gelandet war, sein Schiff.

Roger begab sich nach Genua, wo er vornehme Freunde hatte. Sie liehen ihm so viel Geld, daß er sich eine schöne Galeere, mit Namen Oliveta, kaufen und wohl ausrüsten konnte. Mit dieser kam er nach Catanien, wo er dem dortigen Herzog seine Dienste anbot. Aber dieser ließ ihn drei Tage lang auf Antwort warten. Am vierten trat Roger vor den Herzog und sagte:

„Herr, ich sehe, daß es Euch nicht beliebt, mich in Dienst zu nehmen; darum will ich Euch Gott befehlen und mir einen anderen Herrn suchen, dem meine Dienste angenehmer sind."

„Geht, Roger," erhielt er zur Antwort, „und thut nach eurem Belieben."

Nun schiffte Roger nach Messina. Dort residierte König Friedrich II. von Sicilien. Auch ihm bot er seine Dienste an. Und diesmal fand er bereites Gehör. Der König stellte ihn in den Dienst seines Hauses und warf ihm ein beträchtliches Gehalt aus.

Schon acht Tage später nahm Roger von Messina Abschied und segelte nach Apulien hinüber, wo er dem Könige Karl von Anjou ein befrachtetes Proviantschiff wegnahm. Und wenige Tage hernach nahm er auch zehn mit Lebensmitteln beladene Transportschiffe Karls weg, dem durch diese Thaten des kühnen jungen Helden ein großer Schaden erwuchs.

Diese Beute setzte Roger instand, eine Anzahl Pferde anzukaufen, welche er mit Catalanen und Aragonesen beritten machte. Bald gebot er über eine nicht unbeträchtliche Reitertruppe. Damals wurde er mit einem angesehenen catalanischen Ritter, Berengar d'Entenza, bekannt; zwischen beiden wurde ein enges Freundschaftsband geknüpft, so daß sie wie Brüder lebten und redlich miteinander teilten, was sie hatten. Das Ansehen Rogers stieg in kurzer Zeit derart, daß es keinen Ritter und Edelmann gab, welcher nicht die Gunst des tapferen Mannes begehrte. Der König Friedrich von Sicilien ehrte Roger dadurch, daß er ihn zum Viceadmiral von Sicilien machte, ihm verschiedene Schlösser schenkte

und ihm überdies die Einkünfte von Malta zuwies.

Bruder Roger übergab dem Könige dafür seine Reitertruppe und stattete sie mit einer ansehnlichen Geldsumme aus. Hierauf verabschiedete sich Roger vom Könige und rüstete fünf Galeeren aus, mit welchen er einen Streifzug nach der Gegend von Rom und dem Küstenlande von Pisa, Genua, Provence, Catalonien, Spanien und bis in die Berberei hinüber unternahm. Wer ihm aufstieß, mochte es Freund oder Feind sein, mußte hergeben, was er an Geld oder Waren mit sich führte. Den Freunden stellte er Schuldscheine aus, in denen er ihnen Zurückzahlung versprach, sobald der Friede wiederhergestellt sei; den Feinden aber nahm er einfach, was ihm gefiel, ohne lange zu fragen, doch that er niemand etwas zuleide. In kurzer Zeit wurde der Name Rogers de Flor im ganzen Mittelmeergebiete als der eines verwegenen und stets vom Glücke begünstigten Freibeuters genannt.

Reich an Schätzen kehrte er nach Sicilien heim, wo alle Truppen zu Roß und zu Fuß auf ihn warteten. Die Soldaten wurden von ihm über Erwarten reich belohnt, so daß die Begeisterung für den freigebigen Führer diesem zahlreiche Anhänger zuführte. Roger nahm sie alle an; denn seine Heldenseele trug sich mit weitausschauenden Plänen, wozu ihm die damaligen kriegerischen Ereignisse in Unteritalien reichlichen Anlaß boten.

Im Jahre 1301 belagerte nämlich Herzog Robert von Neapel Messina, welches von catala-

nischen Truppen besetzt war. Bereits hatte die Belagerung so lange gedauert, daß wegen Mangels an Lebensmitteln die Stadt auf dem Punkte war, sich zu ergeben. Zwar hatte König Friedrich zweimal mehr als zehntausend mit Getreide und Mehl beladene Lasttiere und vieles Schlachtvieh hineingeschafft; aber es reichte nicht, denn das zu Lande zugeführte Getreide betrug nicht viel, weil die Truppen und Reiter, welche zur Bedeckung beigegeben waren, einen großen Teil davon schon unterwegs aufgezehrt hatten.

Da erschien eines Tages der Freibeuter Roger de Flor auf der Höhe von Messina. Er hatte von den Drangsalen der Stadt vernommen und, rasch entschlossen, ihr Hilfe zu leisten, hatte er zehn Galeeren ausgerüstet, mit welchen er zu einer Zeit, da Stürme das Meer aufwühlten, von Spanien absegelte.

Ungehindert langte er vor Messina an. Dort wurde die Flotte der Belagerer durch das plötzliche Erscheinen des gefürchteten Seehelden so eingeschüchtert, daß sie nicht an Widerstand dachte, wozu sie bei ihrer numerischen Schwäche auch gar nicht in der Lage war, sondern die zehn Galeeren Rogers unbehelligt in den Hafen einlaufen ließ.

Am folgenden Morgen hob der Herzog die Belagerung auf und kehrte nach Catanien zurück. Messina aber war entsetzt und Roger de Flor hatte ein neues Reis in seinen Ruhmeskranz geflochten.

Zweites Kapitel.

Der Entsatz Messinas erregte großen Jubel auf ganz Sicilien und Calabrien; dagegen war König Karl von Anjou in nicht geringer Angst und Bestürzung, denn er fürchtete für die Sicherheit des Herzogs. Er kam daher mit viertausend Mann Reiterei nach Neapel. König Friedrich von Sicilien zog ihm mit seiner gesamten Macht entgegen. Die Edelleute seines Gefolges erteilten ihm den Rat, König Karl und den Herzog gefangen zu nehmen; das könne leicht ausgeführt werden. Darauf erwiderte der König:

„Wißt ihr nicht, meine Herren, daß der König von Frankreich mein leiblicher Vetter ist, sowie auch Herr Karl? Wie könnt ihr mir also anraten, Herrn Karl gefangen zu nehmen, wie es in meiner Macht steht? Gott verhüte, daß wir dem Hause Frankreich eine solche Schmach zufügen, denn wenn er auch jetzt gegen uns ist, so wird er doch ein andermal vielleicht mit uns verbunden sein.“

Dabei hatte es sein Verbleiben.

König Karl erfuhr von dieser Gesinnung seines Gegners.

„Welche Sanftmut herrscht doch im Hause Arago," rief er aus. „Dem Könige Friedrich steht es in der Macht, uns gefangen zu nehmen oder gar zu töten; aber aus Güte und Freundlichkeit thut er's nicht, sein gutes Herz erlaubt es ihm nicht. Es war eigentlich große Undankbarkeit, als ich gegen ihn zu Felde zog. Darum, weil er so gut gehandelt und wir so schlecht, will ich nicht eher von Sicilien abziehen, bis ich zwischen ihm und König Karl den Frieden gesichert habe."

Und er hielt Wort. Er schickte seine Botschafter nach Caltabellota und bat um eine Zusammenkunft mit dem Könige Friedrich. Dieser bewilligte das Begehr und die beiden Herrscher küßten und umarmten sich. So kam der Friede zwischen den beiden Herrschern zustande: König Karl trat an König Friedrich die Insel Sicilien ab und gab ihm seine Tochter Eleonore zur Frau; Friedrich trat ihm andererseits alles ab, was in Calabrien in seinem Besitze sich befand. Glänzende Festlichkeiten erhöhten den Friedensschluß.

Inmitten derselben, während sich männiglich freute und ergötzte, war Bruder Roger in tiefen Gedanken und er ging umher wie einer, der nicht recht bei Sinnen ist. Er dachte also bei sich:

„König Friedrich ist verloren und meine Landsleute, die Catalanen und Aragonesen, nicht weniger; denn ich sehe, er wird nicht imstande sein, sie zu

versorgen, und so werden sie ihm viel zu schaffen machen, denn sie sind Menschen, wie alle anderen, und ohne Essen und Trinken kann niemand leben. Wenn sie nun vom Herrn Könige kein Brot haben, so sind sie genötigt zu fasten und werden dann am Ende das Land verheeren und umkommen. Darum, da du dem Könige solchen Dienst erwiesen hast und er dich so ehrte, so mußt du trachten, ihm die Leute vom Hals zu schaffen zu seiner Ehre und zu seinem Nutzen."

Auch seine eigene Lage überdachte er und kam zu dem Schlusse, daß es für ihn nicht vorteilhaft sei, auf Sicilien zu bleiben; denn da der König Friedrich Frieden mit der Kirche geschlossen hatte, so möchte der Großmeister des Ordens nebst dem Könige Karl und dem Herzoge, denen er so viel Schaden zugefügt hatte, seine Auslieferung vom Papste begehren: in diesem Falle hätte der König nur die Wahl gehabt, entweder Roger auszuliefern oder einen neuen Krieg anzufangen; Roger aber hätte es leid gethan, daß seinetwegen der König sich in einen Krieg verwickeln sollte.

Mit diesen Gedanken beschäftigt begab er sich zum Könige, teilte ihm seine Besorgnisse mit und fügte hinzu:

„Herr, ich habe einen Plan ausgedacht. Wenn er Euch genehm ist und Ihr mir beistehen wollt, so könnte ich Euch nützlich sein, sowie allen denen, die in eurem Dienste sich befinden, und mir selbst."

König Friedrich dankte ihm für seine Besorgnisse und munterte ihn auf, sein Vorhaben aus-

zuführen, daß es ihm nicht zur Unehre gereiche; er sei bereit, ihm nach Kräften Beistand zu leihen.

„Nun denn, Herr," fuhr Roger fort, „wenn Ihr's erlaubt, so will ich zwei Ritter auf einer bewaffneten Galeere zum Kaiser von Konstantinopel senden und ihm melden, daß ich bereit bin, mit einer Schar Reiter und Fußvolk zu ihm zu kommen, lauter Catalanen und Aragonesen, so viel er nur haben will. Ich weiß, daß er solch eines Beistandes dringend bedarf, denn die Türken haben ihm mehr als dreißig Meilen von seinem Lande genommen. Mit keinem Volke wird er so viel ausrichten, wie mit den Catalanen, namentlich mit diesen, welche den Krieg gegen König Karl geführt haben."

Darauf antwortete König Friedrich:

„Bruder Roger, Ihr versteht Euch besser als wir auf solche Dinge, doch dünkt uns euer Vorhaben gut; trefft also euere Anstalten, wie Ihr es für geeignet findet; wir billigen alles, was Ihr beginnt."

Bruder Roger küßte dem Könige die Hand, schied von ihm und ging in seine Wohnung, wo er den ganzen Tag mit diesem Anschlag beschäftigt war.

Schon am nächsten Tag ließ Roger eine Galeere ausrüsten, wählte zwei Ritter, denen er volles Vertrauen schenken konnte, und weihte sie in seinen Plan ein. Er trug ihnen auf, sich für ihn um die Hand Mariens, des Kaisers Andronicos II. Nichte, zu bewerben, damit er Großherzog des griechischen

Reiches werde; ferner solle Andronicos allen Leuten, die er mitbringen werde, den Sold auf vier Monate vorausbezahlen, und diesen Sold sollten sie so lange beziehen, als sie sich im Dienste des Kaisers befänden. Alles dieses setzte er ihnen schriftlich auf, was sie zu verhandeln und wie sie sich zu verhalten hätten. Auch erteilte er ihnen genügende Vollmachten, alles in seinem Namen abzuschließen, sowohl die Vermählung wie alle anderen Geschäfte.

Sobald diese Dinge geordnet waren, nahmen die beiden Ritter, verständige und kluge Männer, Abschied von Brindisi und von Roger. Der Ruf dieses Helden war längst bis zum griechischen Kaiser gedrungen, denn Roger hatte zu der Zeit, als er noch den „Falken" befehligte, den kaiserlichen Schiffen manchen Dienst erwiesen; auch war Roger des Griechischen nicht unkundig.

Die Galeere kam, vom besten Winde begünstigt, glücklich in Konstantinopel an (1303). Die Abgeordneten Rogers begaben sich alsbald zu dem Kaiser Andronicos und seinem ältesten Sohne, dem Prinzen Kyr Michael. Als der Kaiser ihre Botschaft vernahm, war er sehr erfreut; er nahm die Botschafter sehr gnädig auf und am Ende erlangten sie, was Bruder Roger begehrt hatte. Der Kaiser willigte ein, daß Roger seine Nichte Maria zur Gemahlin empfange; sodann bewilligte er, daß die ganze Truppe, die Bruder Roger mitbrächte, vom Kaiser Sold bekäme, zwei Unzen für den leichten Reiter, eine für den Fußgänger, vier für

den Rudervogt, eine für den Schiffmann; die Bezahlung sollte von vier zu vier Monat erfolgen und jederzeit, wenn einer von ihnen heimziehen wolle, solle er richtig ausbezahlt werden und heimkehren dürfen mit Reisegeld für zwei Monate; Bruder Roger solle Großherzog des Reiches werden, eine Würde, welche den Oberbefehlshaber über alle Truppen des Reiches in sich begriff, selbst der Admiral solle ihm untergeordnet sein und alle Inseln samt dem Küstengebiete dazu.

Die Bestallung zu dieser Würde schickte der Kaiser dem Bruder Roger mittels einer goldenen Bulle, unterzeichnet von ihm und seinen Söhnen; zugleich übersandte er ihm den Oberfeldherrnstab nebst dem kaiserlichen Banner und Hut, denn jeder griechische Beamte trug einen besonderen Hut, den ein anderer nicht tragen durfte.

Die Botschafter kehrten froh und zufrieden über den Ausgang ihrer Sendung nach Sicilien zurück, wo sie Roger Stab und Hut und die sonstigen Abzeichen seiner Würde überreichten.

Roger setzte den König alsbald von dem Erfolge seiner Sendung in Kenntnis und Friedrich war nicht wenig erfreut über die Ehrung, welche der tapfere Ritter in Konstantinopel erfahren hatte. Friedrich ließ sogleich zehn Galeeren und zwei Boote ausrüsten und versah die Schiffe mit allen möglichen Mundvorräten.

In Messina erfolgte die Einschiffung der Freiwilligen, welche alle aus Catalanen und Aragonesen bestanden. Sechsunddreißig Segel waren es,

die aus dem Hafen von Messina ausliefen; fünfzehnhundert Reiter und Pferde, fünftausend Mann Fußvolk bildeten die Bemannung, ungerechnet die Ruderer und Matrosen.

Gott verlieh ihnen gutes Wetter, so daß sie in wenigen Tagen zu Malvasia landeten. Hier wurden ihnen große Ehren erwiesen und sie wurden reichlich bewirtet. Auch trafen sie hier den Befehl des Kaisers, unverweilt nach Konstantinopel zu fahren.

Dies thaten sie.

Bei ihrer Ankunft in Konstantinopel wurden sie vom Kaiser und dessen Söhnen, sowie von allen Einwohnern der Hauptstadt mit lautem Jubel empfangen.

Unter den catalanischen Truppen befanden sich etwa viertausend Almugavaren, leichtbewaffnete Soldaten aus den catalanischen Bergen; es war ein wildes, rauhes Kriegervolk, abgehärtet gegen alle Beschwerden seines harten Berufes. Seine Ausrüstung bestand in Lanze und Schild, auf drei Tage pflegte jeder Mann seinen geringen Mundvorrat, bestehend aus schwarzem Haferbrot, mit sich zu führen. Ihre Kriegstüchtigkeit hatte ihren Namen zu einem geradezu gefürchteten gemacht und unter allen Söldnern jener Zeit im Morgen- und Abendlande galten sie beim Angriffe als die furchtbarsten und unwiderstehlichsten.

Die Bewohner Konstantinopels sahen mit Staunen und wohl auch mit Angst auf die großen, trotzig aussehenden Gestalten, von denen sie schon

so vieles gehört hatten. Bald sollten sie erfahren, welch eine fürchterliche Truppe diese halbwilden Söhne Catalaniens im blutigen Kampfe waren.

Schon des anderen Tages fand unter großem Gepränge die Hochzeitfeier zwischen Roger de Flor und der Nichte des Kaisers statt. Die ganze Hauptstadt Griechenlands schwamm in Jubel und im Freudentaumel. Die Gebäude waren aufs prächtigste geschmückt, und die Einwohner erschienen festlich gekleidet in den Straßen.

An einer Ecke der breiten Straße San Stefano, welche zum kaiserlichen Palaste führte, stand ein langer, hagerer Mann. Schwarze Haare hingen auf seine Schultern herab, von welchen ein purpurner Mantel niederwallte. Seine schwarzen Augen brannten unter den kühn geschwungenen Brauen wie heiße Kohlen; sein mageres Antlitz beherrschte der Ausdruck des Hasses und Neides, indem er jetzt die vollen Menschenwogen betrachtete, wie sie in ihrer Festlaune durch die Straßen zogen und sich dem Eindrucke der Freude ganz überließen.

„Dummes Volk," murrte der Lange, und eine höhnische Bewegung verzerrte seine Mundwinkel, „wegen eines fremden Abenteurers wälzest du dich in einem Strom von Lust und Jubel. Undankbare Griechen! Wir Genuesen haben euch so viele Dienste gegen den Halbmond geleistet und nun werden wir wie alte, verbrauchte Ware beiseite geschoben."

Auf einmal trat ein junger Mann zu dem Schwarzen. Er war etwa um eine Handbreit kleiner als jener; ein schwarzer Schnurrbart beschattete seine Oberlippe.

„Nun, Finar," redete der eben Hinzugetretene, „was sagt Ihr zu diesem Wechsel der Dinge? Begreift Ihr, daß Genua jetzt seine Rolle ausgespielt hat? Dieser kecke Abenteurer hat den Cäsar ganz in seine Gewalt bekommen; ohne die Erlaubnis de Flors darf in Kriegssachen kein Finger gerührt werden."

„Wohl begreif' ich's und es reißt mir das Herz heraus, wenn ich an die schnöde Undankbarkeit dieses falschen Griechenvolkes denke. Aber ehe wir Konstantinopel verlassen, wollen wir es den Catalanen doch noch zu fühlen geben, daß wir nicht gewillt sind, uns so leicht aus den Mauern der griechischen Hauptstadt hinausdrängen zu lassen."

„Was wollt Ihr thun?" fragte der andere.

„Ich werde das Banner Genuas ergreifen und mich an die Spitze unserer Landsleute stellen. Was dann geschehen wird, wird sich ja zeigen. Entweder wir oder sie müssen siegen — Genua oder nichts, ist unsere Losung."

„Wenn wir aber unterliegen?" wandte der andere ein.

„Dann unterliegen wir für die Ehre unseres Vaterlandes, Freund Bartolo."

Das Gespräch der beiden wurde hier plötzlich unterbrochen. Wie Sturmesbrausen erscholl es auf

einmal in den Lüften, zwar fern noch, aber sich rascher und rascher heranwälzend, wie das dumpfe Rollen der Brandung.

Plötzlich erhob es sich dicht in der Nähe der beiden Genuesen:

„Heil dem Großherzog Griechenlands! Heil und Segen ihm!"

Hoch zu Rosse erschien jetzt, umgeben von einem glänzenden Gefolge catalanischer, aragonesischer und griechischer Edelleute, der Held, dem das begeisterte Zurufen der Menge galt. Es war eine stattliche, prächtige Gestalt, dieser Roger de Flor, der blaue Feldherrnmantel hing ihm von dem Rücken herab, ein blauer Hut zierte sein schwarzgelocktes Haupt. Seine feurigen Augen blitzten über die Köpfe der zahlreichen Menge hinweg und mit freundlichem Lächeln erwiderte er die ihm entgegen brausenden Huldigungen der begeisterten Menge.

„Seht da den neuen Gott und Herrn der Griechen," warf Roso de Finar hier seinem Landsmanne zu. „Das ist die neue Sonne, der sie entgegenschreien, diese dummen Götzenanbeter."

Bartolo erwiderte nichts, aber knirschend beobachtete er den Vorgang, der sich hier in bunten Gestalten vor seinen Augen abspielte.

Roger de Flor ritt, fortwährend umrauscht von den Zurufen des Volkes, bis zum kaiserlichen Palast Blaquerna. Plötzlich stockte der Zug. Aus den drängenden Scharen erhob sich der Ruf:

„Nieder mit den Catalanen! Nieder mit den Fremden!“

Diesem einzelnen Rufe folgten bald mehrere derselben Art und ehe viele Minuten vergangen waren, entstand um Roger und seine Begleiter ein wüstes Stoßen, Schlagen und Balgen.

„Hie Genua!“ rief es aus zahlreichen Kehlen.

„Sankt Georg!“ tönte es noch kräftiger entgegen.

Und schon lagen die beiden seit langem eifersüchtigen Nationen, Genueser und Catalanen, miteinander in blutigem Kampfe.

„Hierher, Landsleute! Hoch Genua!“ schrie eine lange Gestalt. Es war der Kapitän Roso de Finar, ein heftiger Feind der Catalanen. Kaum hatte er vernommen, was sich in der Nähe des Kaiserpalastes zutrage, so war er hinzu geeilt und sein Landsmann Bartolo Mioli mit ihm. De Finar hatte sich eines kaiserlichen Banners bemächtigt, welches einer der Genuesen trug und es hoch empor haltend, feuerte er die Seinen zum heftigen Kampfe gegen die Catalanen an.

Aber die wilden Almugavaren stürzten sich mit Löwentapferkeit auf die Gegner. Umsonst waren die Bemühungen des Großherzogs, der Edelleute und Ritter, sie zurückzuhalten. Die Almugavaren wurden verstärkt durch einige Matrosen ihrer Nationalität, sowie durch etliche dreißig berittene Knappen. Als sie nahe bei einander waren, sprengten die letzteren ungestüm gerade auf das Banner los, streckten ihren Träger, Roso de Finar, zu

Boden und mit ihm fast zu gleicher Zeit den an seiner Seite fechtenden Bartolo. Die Almugavaren stritten mit einer Todesverachtung und einem Heldenmute, dem nichts widerstand und der durch den nationalen Haß gegen die Genuesen noch besondere Nahrung erhielt.

Eine Stunde währte das erbitterte Gemetzel. Es endete mit der völligen Niederlage der Genuesen, welche über dreitausend der ihrigen auf dem Platze ließen.

Von einem Fenster seines Palastes aus sah Kaiser Andronicos auf das blutige Ringen der Genuesen und Catalanen. Aber er that nichts, ihm Einhalt zu thun. Namentlich als er sah, daß die Italiener den kürzeren zogen, brach er in offene Freudenäußerungen aus, denn er haßte die Genuesen, deren Übermut als Verbündete ihm schon vielen Ärger verursacht hatte. Schon längst war es sein Wunsch, sich ihrer zu entledigen, aber es war bisher beim Wunsche geblieben.

„Jetzt,“ rief er in Gegenwart seines ganzen Gefolges aus, „haben die übermütigen Genuesen ihren Meister gefunden; es ist ganz recht, daß die Catalanen sie gezüchtigt haben.“

Als das Banner der Genuesen gestürzt und Roso nebst einer Anzahl anderer hervorragender Genuesen getötet war, wollten sich die Almugavaren, die das Blutbad angerichtet hatten, auf die Vorstadt Pera werfen, welche, von zahlreichen Genuesen bewohnt, eine Menge genuesischer Waren und Schätze barg. Dies wollte der Kaiser indes

doch nicht zugeben, sondern er rief den Großherzog herbei und sagte zu ihm:

„Sohn, gehe zu deinen Truppen und befiehl ihnen, umzukehren; denn wenn sie Pera plündern, ist das Reich verloren; die Genuesen besitzen viel von unserem Gute, sowie von dem Besitztume unserer Barone und Großen des Reiches."

Sogleich sprengte Roger, gefolgt von den Seinen, und eine Keule in der Hand, den Almugavaren entgegen, die bereits auf dem Marsche nach Pera waren, und veranlaßte sie zur Umkehr. Darüber zeigte sich der Kaiser sehr erfreut, namentlich als er sah, welchen Einfluß der Befehl seines Schwiegersohnes auf diese halbwilden Männer hatte.

Am nächsten Tage wurde den catalanischen Hilfstruppen Zahlung geleistet; zugleich erhielten sie den Befehl des Kaisers, über den Hellespont zu setzen und sich den Türken entgegenzuwerfen, welche in Kleinasien dem Kaiser bereits an dreißig Meilen Landes abgenommen und damit eine Anzahl der besten Städte, schönsten Flecken und festesten Schlösser erobert und sich zinsbar gemacht hatten. Was aber noch die größte Schmach war, das war der Umstand, daß wenn ein Türke die Tochter eines vornehmen Griechen zum Weibe haben wollte, die Eltern oder Verwandten des Mädchens der Forderung willfahren mußten; die Kinder dieser Ehe aber wurden im mohammedanischen Glauben erzogen und unterrichtet. Die Türken, frech gemacht durch ihre bisherigen Waffenerfolge,

wagten sich sogar schon in ganzen Scharen bis vor die Mauern Konstantinopels, wo sie ihre krummen Säbel schwangen und die Griechen bedrohten, so daß der Kaiser selbst Zeuge sein konnte von der Schmach und der Erniedrigung seines Reiches.

Drittes Kapitel.

Als die catalanischen Truppen unter der Führung Rogers de Flor in Griechenland ankamen, fanden sie das oströmische Kaiserreich in einem sehr üblen Zustande. Die Griechen vermochten aus eigener Kraft sich der türkischen Horden nicht zu erwehren. Kyr Michael, des Kaisers ältester Sohn, war mit 12,000 Reitern und 100,000 Mann Fußtruppen nach Anatolien übergesetzt und hatte es trotz seiner Macht nicht gewagt, die Türken anzugreifen, weshalb er mit Schimpf und Schande wieder hatte zurückgehen müssen. Nun hatte der neue Großherzog den Befehl erhalten, sich mit seiner Truppe, die nur 1500 Reiter und 4000 Fußgänger zählte, dem feindlichen Heere entgegenzustellen.

Ehe das catalanische Heer von Konstantinopel abzog, verheiratete der Kaiser auf Veranlassung des Großherzogs eine seiner Verwandten mit Ferdinand d'Aunes, den er zum Admiral des Reiches machte. Das that Roger deshalb, damit seine

Galeeren mit den Seeleuten, die er mitgebracht hatte, bemannt würden, und damit weder die Genueser, noch sonst ein anderes Volk im ganzen Reich sich wider die Catalanen aufzulehnen wagten, sowie auch deshalb, damit er, wenn er mit dem Heere weiter vordringe, die Galeeren mit Lebensmitteln an bestimmten Stellen sich einfänden. Mittels der Galeeren bezog er von den Inseln und Küsten und anderen Landschaften alles, was er für sich und seine Leute bedurfte.

Nachdem alle diese Anstalten getroffen waren, nahm Roger Abschied vom Kaiser und seiner jungen Gattin. Bei prächtigstem Wetter schiffte sich das kleine, aber tapfere Heer im Hafen von Konstantinopel ein, und steuerte nach dem Vorgebirge von Anatolien hinüber. Die Türken strengten sich aufs äußerste an, dieses Kap in ihre Gewalt zu bekommen, welches damals gegen das feste Land zu durch eine Mauer geschützt war; die Verteidigungslinie von einem Meere bis zum anderen beträgt nur eine halbe Meile. Von dieser Enge an erstreckt sich das Kap weit hinaus über zwanzig Meilen und war zu jener Zeit von Landhäusern und Meierhöfen bedeckt.

Schon mehrmals hatten die Türken versucht, diese Mauer niederzureißen, und wäre es ihnen gelungen, so hätten sie das ganze Kap überschwemmt und verheert.

Roger landete gerade an dieser Stelle und zwar mit solcher Ruhe, daß die Türken nicht das Geringste davon merkten. Und doch hatten die

Ungläubigen an dem nämlichen Tage einen Sturm auf die Mauer unternommen. Von einigen Fischern am Strande erfuhr der Großherzog, daß die türkische Macht nur zwei Meilen weit zwischen zwei Flüssen sich gelagert habe.

„Das ist gut,“ rief Roger kampfbegierig aus, „morgen werden wir ihnen auf den Leib rücken.“

Die catalanische Truppe schlug ihr Lager unweit der Landungsstelle auf und traf Vorbereitungen für den morgigen Tag. In der Nähe des Zeltes, welches Roger innehatte, lagerte die Reiterei; von dem Gezelte flatterte das kaiserliche Banner.

Mit frühestem Tagesanbruche machte sich die tapfere Schar auf. Den Vortrab bildete eine auserlesene Reitertruppe, in deren Mitte eine Fahne mit dem Wappen des Königs Friedrich von Sicilien lustig im Morgenwinde wehte, dann folgten die Almugavaren mit der Fahne des Königs von Aragon.

Roger hatte befohlen, daß der Vormarsch so geräuschlos als möglich stattfinden solle; denn er wollte den Feind überraschen. Die Türken lagerten mit Weib und Kind am Flusse und hatten keine Ahnung, daß ihnen das Verhängnis so nahe sei.

Mit einem Male riefen die Catalanen:

„Sankt Georg! Auf sie!“

Ein furchtbarer Wirrwarr entstand im türkischen Lager. Die Überfallenen rannten anfangs kopflos hin und her, man hörte das Gekreisch der Weiber,

das Weinen der Kinder. Endlich sammelten sich die Ungläubigen zu entschiedenem Widerstande. Aber die Catalanen griffen mit solchem Ungestüm an und die Almugavaren warfen ihre Speere mit solcher Wucht, daß die Türken ganz verblüfft waren. Roger drang mit seiner Schar wie ein Sturm auf den Feind ein, der kaum zu widerstehen vermochte; aber dennoch wollten die Türken nicht fliehen, weil sie für ihre Weiber und Kinder fürchteten. Niemals sah man solch einen hartnäckigen Widerstand, die Türken waren wie Mauern, welche nicht zu erschüttern waren. Allein endlich mußten sie dennoch weichen und ihre Weiber und Kinder fielen alle in Gefangenschaft. Ein fürchterliches Gemetzel entstand und das Blut floß in Strömen; mehr als 3000 feindliche Reiter und mehr als 10,000 Fußgänger bedeckten die Walstatt. Die Catalanen hatten eine blutige Probe von ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit geliefert. Der Großherzog ließ keinen Mann von zehn Jahren aufwärts am Leben, dann kehrten die Sieger mit Jubel nach dem Kap zurück, wo sie die erbeuteten Sklaven und Sklavinnen auf die Galeeren brachten und nebst vielen kostbaren Kleinodien an den Kaiser nach Konstantinopel schickten.

Dieses Ereignis vollzog sich acht Tage, nachdem Roger mit den Seinen die Hauptstadt des Reiches verlassen hatte. In Konstantinopel sowie im ganzen Reiche entstand große Freude und großer Jubel. Der ganze kaiserliche Palast schwamm in Wonne und Begeisterung; am allermeisten freute

sich der Kaiser selbst, sodann auch Maria, die junge Gattin des tapferen Siegers.

Aber dieser glänzende Sieg erweckte dem Roger de Flor einen heftigen Gegner und Neider in der Person Kyr Michaels, des ältesten Sohnes des Kaisers. Er hatte seine militärische Unfähigkeit zu deutlich an den Tag gelegt und war, obwohl persönlich tapfer, zweimal von den Türken geschlagen worden. Der herrliche Erfolg der Catalanen erfüllte ihn mit solchem Hasse gegen die fremden Söldner, daß er lieber den Untergang des Reiches, als das fernere Verbleiben Rogers und seiner Truppen auf griechischem Boden wünschte.

Nach dieser heftigen Niederlage, welche die Türken erlitten hatten, rüstete sich der Großherzog, mit seinen Truppen den Feind in Anatolien selbst anzugreifen, um ihnen die bereits eroberten Städte, Flecken und Schlösser zu entreißen. Als aber der Großherzog mit seinen Leuten von Artaki aufbrechen wollte, das war am 1. November, da stellten sich die Unbilden des Winters mit aller Heftigkeit ein: Regen, Sturm und Kälte herrschten arg und die Flüsse wuchsen so stark an, daß kein Mensch über sie setzen konnte. Also beschloß Roger, in Artaki zu überwintern, wo es noch am annehmlichsten war und man durch die Beschaffenheit der Gegend noch ziemlich geschützt war vor den rauhen Stürmen, die häufig Schnee mit sich führten.

Unter den Männern, welche sich im catalanischen Heere befanden, war Ramon Muntaner

einer derjenigen, die durch Tapferkeit, Klugheit und Edelsinn am meisten unter allen hervorragten. Er war 1265 zu Peralada in Catalonien geboren, wo sein Vater, Juan Muntaner, Besitzer einer ansehnlichen Herberge war. Schon im elften Jahre zog der Sohn aus seiner Heimat aus und seit dieser Zeit wurde er von den stürmischen Wogen eines rauhen, an Abenteuern reichen Lebens unaufhaltsam hin und her geschleudert. Im Jahre 1300 hatte er im Heere Rogers de Flor als Generalquartiermeister Dienst genommen; bei der Belagerung von Messina im Jahre 1301 befehligte er die Besatzung der schwer bedrängten Stadt.

Dieser bedeutende Mann befand sich jetzt, wie schon gesagt, im Heere Rogers de Flor, das gegen die Türken kämpfte.

Es war ein rauher Novembertag. Der asiatische Himmel hatte seine tiefe Bläue gänzlich eingebüßt, und vom Norden her trieb ein eisiger Wind Massen bleigrauer Wolken. Die benachbarten Hügel Anatoliens waren bereits bis zum Fuße herab mit Schnee bedeckt.

„Ein Hundewetter, nicht wahr, En (Herr) Bernaldez?“ fragte ein stattlicher Krieger, der vor einem geräumigen Hause stand und mit scharfem Auge die in der Höhe ziehenden Wolkenscharen beobachtete. „Und wie einem dieser Nordwind auf die Haut pfeift, fast ist's nicht zum Ertragen. Da schlage ich mich lieber mit den Türkenhunden herum, als mich von dem scharfen Zahne dieses eisigen Windes Stück für Stück zerbeißen zu lassen.“

„Ihr habt da ganz recht, En Muntaner. Lieber mit den Türken kämpfen, als hier liegen und warten, bis es uns der Winter erlaubt, die Waffen wieder zu führen. Es ist nur gut, daß die Quartiere nichts zu wünschen übrig lassen. Der Großherzog hat trefflich für uns gesorgt, es fehlt uns nicht an Brot, Wein, Fleisch und sonstigen Lebensmitteln und alles ist billig. Aber dennoch, ich wiederhole es, wäre mir der Kampf lieber, als dieses unthätige Herumliegen."

„Wißt Ihr schon, daß heute oder morgen die Gemahlin des Großherzogs ins Lager kommt?"

„Ja, ich habe davon gehört, daß die Großherzogin den Winter unter uns zubringen wird. Aber noch etwas anderes habe ich gehört, En Muntaner."

„Nun?" machte der Genannte.

„Daß man es in Konstantinopel sehr ungern sieht; wenn die Großherzogin hier sich aufhält. Überhaupt scheint es man am kaiserlichen Hofe schon zu bereuen, uns in Sold genommen zu haben. Die Genuesen können es natürlich nicht verschmerzen, daß ihr Einfluß gelähmt ist und nun haben sie sich hinter den Großfürsten gesteckt, der uns ohnehin nicht sehr wohl will, Ihr wißt ja, warum."

„Welcher Catalane, der mit Roger ausgezogen ist, wüßte es nicht!" rief Muntaner lebhaft. „Das falsche Griechenvolk sähe uns weit lieber auf dem Boden der Meerenge als hier, und es gehört kein besonderer Scharfblick dazu, um zu behaupten,

daß selbst der Kaiser, der ja ein ganzer Grieche und darum gerade so falsch, unbeständig und treulos ist, wie die anderen Griechen miteinander, uns nur deshalb gewogen ist, weil wir ihn von der augenblicklichen Türkennot befreit haben. Aber wartet nur, En Bernaldez! Wenn uns der Himmel günstig bleibt und wir noch mehr Siege erringen, dann wird auch der Kaiser seine Neigung von uns abwenden und uns zu fürchten beginnen. Dann wird er uns aber auch hassen und sein Streben danach einrichten, uns los zu werden, sei es auf gutem oder schlimmem Wege."

„Glaubt Ihr das wirklich, En Muntaner?"

„Und ob! Meinen Kopf wette ich, daß ich recht habe."

Während die beiden noch miteinander redeten, näherte sich ihnen eiligen Schrittes ein Ritter.

„En Muntaner," wandte er sich an diesen, „der Großherzog wünscht Euch augenblicklich zu sprechen."

„Mich?" that Muntaner etwas überrascht, folgte aber dennoch dem Boten ohne weiteres.

Muntaner und der Ritter schritten durch einige Gassen und Straßen der Stadt, bis sie an einem ziemlich großen, aber unregelmäßigen Platze anlangten, auf welchem ein hübsches Gebäude mäßiger Größe sich erhob. Hier wohnte Roger de Flor, der Oberbefehlshaber der Catalanen und der Großherzog des griechischen Kaisertums, in letzterer Würde dem Kaiser am nächsten stehend.

Nachdem die beiden eine Reihe von Gängen

und Gemächern durchschritten hatten, gelangten sie zu einer hohen Thür.

„Tretet nur ein, En Muntaner," sagte der Ritter und entfernte sich sodann.

In der Mitte des Gemaches stand Roger de Flor. Beim Eintritte Muntaners belebten sich die männlich schönen Züge des Führers.

„Willkommen, lieber Freund," sagte er zu dem Eingetretenen. „Ich habe Euch in wichtiger Angelegenheit zu mir entbieten lassen."

„Was befehlt Ihr, Herr?"

„Ich habe Nachricht aus Konstantinopel empfangen, nicht ganz so gut, als ich sie wünsche. Meine Gemahlin ist krank und kann die Fahrt bei dem stürmischen Wetter über die See nicht antreten. Ich werde daher nach der Hauptstadt reisen und übertrage Euch während meiner Abwesenheit den Oberbefehl über unsere Truppen."

„Ihr würdigt mich einer großen Ehre," äußerte Muntaner. „Ich danke Euch für dieses Vertrauen und werde es zu rechtfertigen wissen. Wann gedenkt Ihr die Reise anzutreten, Herr?"

„Heute noch," antwortete Roger de Flor. „Ich habe bereits Befehle erteilt, damit die nötigen Vorkehrungen getroffen werden."

Sodann besprach Roger mit seinem würdigen Landsmanne die erforderlichen Maßregeln zum Schutze und zur Sicherheit des Lagers, empfahl ihm strenge Manneszucht und entließ ihn mit dem herzlichen Wunsche eines glücklichen Wiedersehens.

Schon wenige Stunden nachher schiffte sich der Großherzog mit wenigen aber auserlesenen Begleitern nach dem europäischen Festlande ein, das er trotz der hochgehenden See ohne nennenswerten Unfall erreichte.

Im kaiserlichen Palaste, wo die Großherzogin wohnte, schien man sehr erfreut über die Ankunft des gefeierten Siegers. Seine Gattin war durch Krankheit verhindert, ihm entgegenzueilen, aber sobald sie den herrlichen Helden vor sich sah, färbten sich ihre blassen Wangen und fast mit Begeisterung rief sie:

„Nun bin ich wieder gesund, mein teurer Gatte, weil ich dich wieder habe. Die Sehnsucht nach dir war es, die mich krank machte. Ich habe so viel Angst und Besorgnis deinetwegen erduldet, stets sah ich dich von so vielen Gefahren umringt, daß ich endlich vor Aufregung erkrankte."

„O mein liebes Weib, du hast diese Qual fürwahr unnötig erlitten. Aber dennoch danke ich dir für deine treue Liebe. Es dünkt mich, als ob nicht jedes Griechenherz so ohne Falsch sei wie das deinige. Besonders hier am Hofe gehen Dinge vor, die mir beweisen, daß die Luft Konstantinopels für einen Catalanen nicht besonders gesund ist. Was sagst du zu meinem Vorwurf, Maria?"

Die Gattin Rogers machte einen Versuch, die Besorgnisse abzuschwächen, welche sie aus dem Munde ihres Eheherrn noch soeben vernommen hatte. Aber dem scharfblickenden Roger entging es nicht, daß sich in dem Benehmen seiner Gattin eine gewisse Gezwungenheit verriet.

„Maria,“ rief er, „sei aufrichtig und gestehe mir, was du weißt; denn du weißt sicher mehr, als du zugeben willst. Oder kennst du die Umtriebe Kyr Michaels nicht, mich vom Oberbefehle der Unsrigen zu entfernen und den Einfluß der Catalanen zu schwächen?“

„Ich weiß um nichts,“ gestand die junge Frau und aus ihrem offenen Auge sprach die volle Bestätigung ihrer Worte. „Kleine Neider, welche ihr eigenes Verdienst über fremdes zu setzen suchen, giebt es ja überall und immer. Aber von ernsten Umtrieben gegen dich, mein Gatte, ist mir nichts bekannt, und wenn man sich auch bemühen mag, alles vor meinem Blicke geheim zu halten, was man vor demselben nicht sichtbar werden lassen will, so kann ich doch nicht glauben, daß ich so gar nichts über bestehende geheime Feindseligkeiten erfahren sollte.“

„Maria, du bist in der That nicht Griechin genug, wenn du glaubst, daß die Partei, welche am Hofe auf meinen Sturz sinnt, nachdem ich das Reich kaum erst von drohender Gefahr befreite, nicht im geheimen wie Maulwürfe gegen mich wühlt. Natürlich wird man alles aufbieten, um dich zu täuschen, aber mich — mich täuschen sie nicht.“

„Ich werde mit meinem Onkel sprechen,“ sagte Maria mit lebhaftem Empfinden.

„Nein, Maria, das darf nicht sein. Versprich mir, daß du nicht eine Silbe weder zum Kaiser, noch zu irgend jemand anderem sprichst.“

Seine Stimme klang befehlend, seine Haltung war stolz.

„Ich gehorche dir, doch ungern," sagte die Gattin. „Aber dafür will ich meine Wachsamkeit verdoppeln. Nichts soll mir entgehen, wie ein treuer Spürhund will ich die Fährten derjenigen verfolgen, von welchen du glaubst, daß sie dir nicht hold sind."

„Nun, dann lasse vor allem Kyr Michael nicht aus dem Auge; er ist mein erbittertster Feind, obschon ich nicht das Geringste gethan habe, seine Abneigung hervorzurufen. Ich bin nicht schuld an seinen Niederlagen, die ihm die Türken bereitet haben. Es ist thöricht, mir dafür seinen Groll fühlen zu lassen."

„Er wird seine Gesinnung ändern, sobald er dein edles Herz näher kennt."

Ein reich gekleideter Diener trat in das Gemach.

„Unser Herr, der Kais.r, wünscht Euch zu sehen, mächtiger Großherzog."

„Ich stehe zu seinem Befehle," versetzte Roger.

Sogleich verließ er das Gelaß und durchschritt den kaiserlichen Palast.

Viertes Kapitel.

Zur selben Zeit, als sich Roger auf dem Wege zu dem Kaiser befand, verließ Kyr Michael, des Kaisers ältester Sohn, jenen Teil des Palastes, den er zu bewohnen pflegte.

Michael war ein Mann in den dreißiger Jahren, mit harter Miene und einem Blicke, der vollkommen zu seinen kleinen grauen Augen paßte, List und Falschheit schien das Erbteil seiner Seele zu sein; ein verschmitzter Zug lagerte sich um seinen Mund und die gelbliche Gesichtsfarbe trug nicht wenig dazu bei, das Abstoßende seiner Erscheinung zu verstärken. Seine Gestalt war eher klein als groß und schmächtig gebaut.

Der Prinz begab sich eiligen Schrittes in einen Eckbau des Palastes. Dort betrat er ein Vorgemach, in welchem sich einige Bedienstete befanden, die, auf Marmorsitzen ruhend, der Befehle ihres Herrn gewärtig zu sein schienen. Als sie des Thronfolgers ansichtig wurden, erhoben sie

sich rasch und verbeugten sich mit über der Brust gekreuzten Armen ehrfurchtsvoll.

Einer der Diener, ein Schwarzer aus Nubien, öffnete eine große Thür, und Kyr Michael verschwand hinter dem weiten Flügel derselben, der sich geräuschlos schloß.

Noch ein oder zwei Gemächer, die mit allem Prunke ausgestattet waren, durchschritt der Prinz, überall standen reich gekleidete Diener bereit, ihm ehrfurchtsvollst die Thüren zu öffnen.

Jetzt stand er einem blaßen, mageren Manne gegenüber, der seiner äußeren Erscheinung nach ohne Zweifel zu den angesehensten Palastbeamten gehörte. Sein Haar war schon etwas grau, auch seine Züge waren abgelebt, obwohl noch sehr beweglich. Auf seiner niedrigen Stirn hatten Roheit und niedrige Sinnesart ihren Sitz aufgeschlagen. Das einzige an ihm, was zu seinen Gunsten sprach, war die hohe, schöne Gestalt, welche diejenige Kyr Michaels um Haupteslänge überragte.

„Herr, du erwiesest mir die Ehre deines Besuchs," sagte er mit leichter Verneigung des kurz geschorenen Kopfes und sein lauerndes Auge folgte dem leichtesten Zucken, welches die Lippen des kaiserlichen Prinzen bewegte.

„Ich wünsche mit dir in wichtiger Sache zu reden, Trojan," begann Michael. „Du weißt, daß Roger de Flor sich im Palaste befindet — der Großherzog."

Und ein spöttisches Lächeln begleitete das letzte Wort.

„Ja, ich weiß es. Aber was kümmert mich der Catalane?"

„Vielleicht augenblicklich noch nichts; aber ich werde dir gleich beweisen, daß er dich mehr kümmert, als du glaubst."

Trojans Miene nahm den Ausdruck der Überraschung an.

„Sprich, Herr, mein Ohr gehört deinem Worte und mein Wille gehört deinem Willen."

„Von deiner Treue und Anhänglichkeit bin ich überzeugt, Trojan. Darum ziehe ich dich auch ins Geheimnis. Gedenkst du noch jenes Schwures nach der für uns unglückseligen Schlacht in Anatolien, wo uns die Übermacht der Türken verhängnisvoll wurde?"

„Wie sollte ich jenes Schwures vergessen haben, Herr? Ich schwöre dir, mein Leben für dich zu wagen, sei es bei welchem Anlasse es sein möge."

„Du hast mir in jener Schlacht das Leben gerettet. Ich werde es dir nie vergessen."

„Ich that meine Pflicht, Herr, und du hast mich dafür kaiserlich belohnt. Du schenktest mir die Stadt Ania."

„Ja, das ist wahr, Trojan. Aber nun höre, mein Freund, diese Stadt soll dir entrissen und dem Großherzoge überwiesen werden."

Trojan verfärbte sich.

„Und darf ich fragen, weshalb, Herr? Was habe ich gefehlt, daß man mich auf diese Weise strafen will? Ich bin mir keines Vergehens bewußt. Ich habe dem Kaiser und dir bis auf diese

Stunde treu gedient, kein Augenblick lang kam ein unrechter Gedanke in meine Seele — und dennoch?"

„Ja und dennoch," fuhr der Thronfolger bitter fort. „Mein Vater will es so und so wird es geschehen — wenn — wenn wir nicht rasch im Handeln sind und uns dieses Fremdlings entledigen, dessen Macht und Einfluß mit jedem Tage verhängnisvoller für uns zu werden droht. Roger de Flor muß fallen und zwar bald, er muß für immer unschädlich gemacht werden. Sein Einfluß wird für uns alle verhängnisvoll, denn wisse, Trojan, mein Vater trägt sich allen Ernstes mit dem Gedanken, ihn zum Cäsar zu erheben."

Trojan wich aufs höchste überrascht einige Schritte zurück.

„Nicht möglich, Herr, nicht möglich!" rief er aus.

„Ich sehe, meine Worte regen dich auf. Aber glaube mir, es ist so wie ich sage, vor einer halben Stunde vernahm ich's aus dem Munde meines kaiserlichen Vaters selbst."

Trojan schüttelte den Kopf.

„Ich begreife das alles nicht."

„Ich begreife das alles recht gut. Maria, meine Base, besitzt das Ohr meines Vaters ganz und gar, und ihr sowie ihrer Mutter ist es gelungen, den Herrscher für diesen Plan zu gewinnen, der in dem Kopfe des unersättlich Ehrgeizigen selbst entstanden ist."

Der Palastbeamte sah Kyr Michael einen

Augenblick ins Gesicht; dann öffnete er den Mund zu den Worten:

„So muß dieser Kopf von seinen Schultern, ehe er noch mehr Unheil anstiftet.“

„Du hast richtig gesprochen,“ lobte der Prinz. „Du verstehst mich, Trojan; ich wußte es ja, daß du auf meine Gedanken sofort eingehen würdest. Nun, ich zweifle auch nicht, daß du der Mann bist, der diesen Gedanken auch auszuführen weiß.“

„Du willst, daß ich meine Hände mit Blut beflecken soll?“ that Trojan nicht ohne eine gewisse Beklommenheit. „Herr, ich bin bereit, mein Leben für dich — —“

„Mißverstehe mich nicht,“ fiel Kyr Michael dem Vertrauten begütigend in die Rede. „Nein, nicht du sollst Blut vergießen, das sei fern von mir, solches Ansinnen an dich zu richten. Zudem wäre es auch gefährlich für einen Einzelnen, solche That zu wagen. Roger de Flor ist ein tapferer, ja ein kühner Ritter; seine Catalanen beten ihn wie einen Gott an und würden jeden in Stücke zerreißen, von dem sie nur ahnten, daß er sich mit derlei Gedanken befasse. Nein, mein Plan, den Großherzog zu töten, ist ein ganz anderer. Höre, Trojan! Du kennst den Alanenhäuptling Gircon.“

„Gewiß, Herr, ich kenne ihn sehr gut.“

„Nun, an ihn werde ich dich schicken. Du wirst ihn um eine Summe Geldes erkaufen, Roger de Flor und sein ganzes Gefolge zu überfallen und niederzumetzeln, sobald er demnächst nach

Adrianopel gehen wird. Ich werde in kurzer Zeit nach dieser Stadt reisen und den Catalanen einladen, mich zu besuchen. Roger wird der Einladung Folge leisten und dann mag die That geschehen. Du begreifst doch, Trojan?"

„Ich begreife, Herr. Gircon soll gedungen werden und zwar durch mich. Euer Name aber muß unerwähnt bleiben."

„So ist es. Indem du so handelst, sicherst du dir nicht nur den Besitz Anias, sondern ich verspreche dir auch noch bei meinem kaiserlichen Ehrenwort meine prächtige Villa in Pera drüben."

„Du bist zu gütig, Herr."

„Du bist also einverstanden, Trojan?"

„Ja, Herr."

„Und wirst bald die Sache besorgen?"

„Sobald meine Geschäfte erlauben, mich aus der Hauptstadt zu entfernen."

„Ich danke dir, Trojan. Komm' auf meine Gemächer, ehe du abreisest."

Der Palastbeamte verneigte sich leicht und stumm.

Kyr Michael hatte den Zweck seines Besuches erreicht. Bald darauf entfernte er sich.

Trojan schritt sinnend in seinem Gemache auf und nieder. Plötzlich öffnete er eine Thür und rief:

„Alibar!"

Auf diesen Ruf hin trat ein riesiger Neger herein und fragte in demütiger Haltung nach dem Wunsche seines Gebieters.

„Halte meinen Reisewagen bereit. In einigen Tagen wirst du mich auf eine Reise begleiten.“

Alibar verbeugte sich schweigend und wartete, ob sein Herr ihm noch weitere Befehle erteilen werde. Doch Trojan gab ihm ein leichtes Zeichen und der Riese verschwand unter einer tiefen Verneigung.

„Endlich ist die Saat reif!“ redete Trojan vor sich hin und ein Strahl der Freude übergoß seine abgelebten Züge. „Aber Kyr Michael täuscht sich, wenn er glaubt, mich überlisten zu können. Ich traue ihm nicht, trotz seines Ehrenwortes. Ha, ich kenne dieses Ehrenwort und seinen Geber nur zu gut. Er wird mich von nun an fürchten, weil ich um ein gefährliches Geheimnis weiß und mich ebensowenig schonen, als er Roger de Flor schont. Es wäre zwar meine Pflicht, den Bedrohten zu warnen, denn der Großherzog hat das Reich gerettet und sein Fall wird dem Reiche verhängnisvoll werden. Aber ich habe mein Versprechen gegeben, dem Prinzen zu dienen und ich kann nicht anders mehr!“

Kyr Michael begab sich, nachdem er sich aus den Gemächern Trojans entfernt hatte, zu seinem kaiserlichen Vater. Unangemeldet trat er ein und sah sich dort zu seiner peinlichen Überraschung vor dem Manne, den er so bitterlich haßte — vor Roger de Flor. Aber der falsche Grieche verstand seine Gefühle zu verbergen. Er zeigte sich überaus erfreut, den Sieger von Anatolien zu sehen und beglückwünschte ihn zu dem Ruhme, welcher seine Thaten begleitete.

„Ihr habt Großes geleistet,“ lobte er den Feldherrn, „das Reich dankt Euch seine Erhaltung.“

„Der Himmel hat die Tapferkeit meiner Truppen gesegnet, mein Verdienst ist nur ein geringes,“ versetzte Roger de Flor mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen.

„Ihr seid zu bescheiden, Großherzog,“ redete der Kaiser dazwischen, „aber die Bescheidenheit ist stets eine Zierde edler Männer. Ich habe zu eurer Verherrlichung Befehl gegeben, daß eure Gegenwart in der Hauptstadt durch Feste jeder Art geehrt werde.“

Roger de Flor bat den Kaiser, von dieser Ehrung abzusehen; sein höchster Stolz und sein einziges Glück sei es, wenn er dem Reiche so dienen könne, wie es dessen Wohlfahrt begehre.

Hierauf besprach der Kaiser und dessen Sohn mit dem Großherzog den nach Beendigung des Winters auszuführenden Feldzugsplan. Roger de Flor sollte demgemäß in Kleinasien Ephesus angreifen, welches von den Türken zu einem starken Bollwerke ihrer Macht umgewandelt worden war.

Der Großherzog verließ den Kaiser und dessen Sohn mit dem Bewußtsein, daß jener, seinem ganzen Benehmen nach, ihm günstiger gesinnt sei als dieser, obschon Kyr Michael sich den Anschein gegeben hatte, als sei er ein Freund Rogers. Aber der Catalane war zu schlau und zu vorsichtig, um sich täuschen zu lassen. Er war entschlossen, seinen geheimen Gegner und dessen

Handlungsweise niemals aus den Augen zu verlieren, mochte dieser äußerlich noch so freundlich sich gebärden. Umgekehrt war es die Absicht des kaiserlichen Prinzen, sich in den gewinnendsten Formen gegen den Großherzog zu bewegen, um ihn desto sicherer zu täuschen und ihn gegen die ihm drohende Gefahr blind zu machen.

Fünftes Kapitel.

Tage der Festlichkeiten folgten nun; den Mittelpunkt derselben bildete Roger de Flor. Der Kaiser überhäufte seinen tapferen Feldherrn mit allen möglichen Beweisen seiner Gunst; auch Kyr Michael wetteiferte mit dem Vater in demselben Sinne, aber der Großherzog ließ sich auch durch diese scheinbar freundlichen Äußerungen des Prinzen nicht beirren.

Endlich nahte die Zeit, in welcher Roger von Konstantinopel aufbrechen sollte. Er nahm zärtlichen Abschied von seiner Gattin, seiner Schwiegermutter, seinen Schwägern und Freunden, sowie vom Kaiser und dessen Sohn, schiffte sich auf den vier Galeeren wieder ein und kehrte Mitte März nach Artaki zu seinen Truppen zurück.

Dort hatte Ramon Muntaner die Stelle des Oberfeldherrn in der tüchtigsten Weise vertreten. Roger drückte ihm seine vollste Anerkennung aus. Darauf ließ er verkündigen, daß am folgenden Tage ein jeder auf dem Platze vor seiner Woh-

nung sich einfinden und seine Rechnung mitbringen solle, denn es war den Catalanen zur Pflicht gemacht worden, mit ihren Quartiergebern genau und gewissenhaft abzurechnen. .

Am folgenden Morgen erschienen alle mit ihren Rechnungen. Der Großherzog saß auf einem erhöhten Platze unter einem Baume. Er ließ jeden einzeln mit seiner Rechnung herantreten. Da bemerkte er, daß die Soldaten übermäßig viele Schulden gemacht hatten während der Zeit ihres Winterquartieres. Nachdem er allen ihre Rechnung abgenommen und sie auf einen Teppich vor sich hingelegt hatte, stand er auf und hielt folgende Ansprache:

„Ihr Herren! Ich bin euch sehr dankbar, daß es euch angenehm ist, mich zum Anführer und Herrn zu haben und so folgt mir denn, wohin ich euch führe. Nun finde ich, daß ihr alle weit, weit mehr verzehrt habt, als euer Sold im Winter betrug, ja, mancher drei- und viermal mehr soviel. Wenn ich euch dies alles von euerem Solde abziehen wollte, so wäret ihr sehr übel daran. Drum will ich zur Ehre Gottes und des Reiches, aus Liebe zu euch und aus ganz besonderer Gnade alle euere Schulden, die ihr diesen Winter gemacht habt, bezahlen und es soll euch nichts von euerem Solde abgezogen werden. In euerer Gegenwart sollen alle euere Rechnungen, die da vor mir liegen, verbrannt werden; die Griechen sollen die ihrigen unserem Säckelmeister bringen und von diesem ihre Zahlung bekommen."

Kaum hatte der Großherzog diese überraschenden Worte gesprochen, so ließ er Feuer anzünden und vor den Augen seines Heeres wurden die Rechnungen verbrannt.

Da erhob sich zwar nicht ein stürmischer Jubel unter den Soldaten, wohl aber eine unwiderstehliche Rührung; sie traten vor den geliebten Führer hin, küßten ihm die Hand und dankten ihm in bewegten Worten, und das mit Recht, sagt ein Augenzeuge, der schon mehrmals genannte Ramon Muntaner, denn er hatte ihnen ein Geschenk gemacht, wie seit tausend Jahren kein Herr seinen Dienstleuten eines machte. Es wurde ihnen sämtlich der Sold auf acht Monate ausbezahlt und dieser belief sich bei den Reitern allein auf 50,000 Unzen Gold, bei dem Fußvolk fast auf das Doppelte. Aber nicht genug, sie erhielten auch noch viermonatlichen Sold in blankem Golde ausbezahlt.

Solche Handlung erfüllte das Heer mit einer wahrhaften Begeisterung für ihren Führer und fesselte sie an ihn mit den innigsten Banden der Dankbarkeit.

Einige Tage später — es war der 1. April — zog unter Gottes Schutze das Banner aus und es erfolgte der Einmarsch in Anatolien. Die Türken waren zum Widerstande gerüstet, denn die Besatzungen von Teos und anderen Plätzen waren den Winter über sehr bedeutend verstärkt worden.

Eine Tagreise von Philadelphia, einer Stadt, welche damals an achtzehn Meilen im Umfang zählte und neben Rom und Konstantinopel zu

den größten Städten der Welt gehörte, stießen die catalanischen Truppen auf die beiden türkischen Heerhaufen; es waren ihrer an 8000 Reiter und 12,000 Mann zu Fuß. Sie stellten sich sogleich in Schlachtordnung auf.

Roger war entzückt, daß ihm der Feind stand hielt. Er ordnete rasch seine Streiter und gab das Zeichen zum Angriff. Wie Löwen stürzten die Christen auf die Türken los, die Reiter gegen die Reiter, die Almuvagaren auf das Fußvolk. Der Feldherr war überall sichtbar, wie der Blitz flog er auf seinem windschnellen Renner hin und her. Die Türken fochten wie verzweifelt; von Sonnenaufgang bis nachmittags drei Uhr dauerte der Kampf; er endete mit der vollen Niederlage der Türken, welche an 7000 Reiter verloren, während vom Fußvolke kaum 500 entkamen. Roger büßte dagegen nur 80 Reiter und 100 Fußgänger ein. Unermeßlich war die Beute, welche in die Hände der Sieger fiel.

Acht Tage lang blieb das siegreiche Heer in jener Gegend, die durch Schönheit und Reichtum sich auszeichnete. Hierauf zogen die Catalanen in Philadelphia ein, wo sie mit begeistertem Jubel als die Retter der dortigen christlichen Bevölkerung begrüßt wurden. Wie auf Sturmesschwingen flog durch Anatolien die Kunde von der Vernichtung des Türkenheeres, und alles atmete neu auf unter dem frohen Eindrucke dieser Kunde.

Roger de Flor verweilte in Philadelphia vierzehn Tage, dann zog er mit seiner tapferen Schar

weiter bis nach der Stadt Tiria (Tireh), die ziemlich hoch gelegen ist und vor sich eine weitgestreckte Ebene hat. Tiria hatte für die Catalanen in religiöser Hinsicht einen besonderen Wert; dort nämlich lag der Leichnam ihres Schutzpatrons, des heiligen Georg. Ihr Mut bekam durch dieses Bewußtsein neue Stärke, denn sie betrachteten sich als direkt unter dem Schutze ihres mächtigen Patrons stehend. Dieser Glaube betrog sie auch nicht.

Bei Tiria stieß das kleine Heer Rogers auf jene Türken, welche in der Schlacht bei Philadelphia entkommen waren. Man konnte sie von der Stadt aus sehen, wie sie auf der Ebene heranzogen.

Roger gab seinem Seneschall, Corberan d'Alet, den Befehl, den Feind sogleich anzugreifen und sich zu diesem Zwecke eine Schar Freiwilliger auszulesen. Rasch wurde dieser Befehl vollzogen und Corberan warf sich mit etwa 200 Reitern und 1000 Mann Fußvolk den Türken entgegen, schlug sie in die Flucht und tötete über 700 Reiter und zahlreiches Fußvolk; sie wären sicher alle umgekommen, hätten sie nicht das nahe Gebirge gewinnen und sich so retten können.

„Auf und ihnen nach!" rief Corberan, ein sehr tapferer Ritter, der sich von seinem Schlachtenmute fortreißen ließ. Damit sprang er vom Pferde und eilte ihnen ins Gebirge nach. Sobald die Türken bemerkten, daß sie verfolgt wurden, schossen sie mit Pfeilen, und zum Unglücke wurde Corberan, der vor Hitze und Staub den Helm

abgenommen hatte, von einem Pfeile getroffen und starb. Die Christen sammelten sich um ihn und die Türken flohen.

Mit Schmerz erfuhr Roger den Tod seines von ihm hochverehrten Seneschalls. Corberan wurde in der Kirche St. Georg mit großen Ehren bestattet samt zehn anderen Christen, die mit ihm gefallen waren. Während der acht Tage, welche der Großherzog mit seiner Schar dort blieb, wurde den Gefallenen ein schönes Denkmal gesetzt.

Wenige Tage darauf erhielt Roger de Flor Verstärkung aus Konstantinopel, wo En Rochafort mit zwei Galeeren, welche 200 Reiter und 1000 Almugavaren trugen, angekommen war.

Bei der Stadt Ephesus traf Roger mit Berengar de Rochafort zusammen. Von dieser Stadt erzählt Ramon Muntaners Chronik: „Dort befindet sich das Denkmal des Herrn Evangelisten St. Johannes, wohin er sich begeben hat, nachdem er vom Volke Abschied genommen hatte und wo man hernach eine feurige Wolke erblickte, denn man glaubte, er wäre da mit Leib und Seele gegen Himmel gefahren. Das offenbart sich durch ein Wunder, das alljährlich bei seinem Denkmal sich zeigt am Tage St. Stephans, wenn die Vesper beginnt. Dieses Denkmal besteht aus vier Quadern am Fuße des Altars, worauf sich eine schöne Marmorplatte befindet, die zwölf Spannen lang und fünf breit ist; mitten auf dieser Platte sind neun sehr kleine Löcher, daraus dringt, wenn man am St. Stephanstag dem St. Johannes zu Ehren

die Vesper zu singen beginnt, Manna aus jedem Loche hervor und steigt etwa eine Spanne hoch über die Platte empor, wie ein Wasserstrahl. Dieses Manna beginnt am St. Stephanstag hervorzuquillen, wenn die St. Johannisvesper anfängt und dauert die ganze Nacht hindurch und auch noch den ganzen St. Johannistag bis zum Sonnenuntergang. Dieses Manna ist sehr heilkräftig, so bei Fieberkrankheiten, indem ein Trunk davon das Fieber hebt; sodann wenn Sturm auf dem Meere ist und man wirft davon dreimal im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, der heiligen Maria und des Evangelisten Johannes, so hört der Sturm sogleich auf. Es quillt aber jedes Jahr nur einmal."

Ramon Muntaner erhielt vom Großherzog Befehl, zu En Rochafort mit zwanzig leeren Pferden zu stoßen, damit dieser nach Ephesus reiten könne. Vier Tage hernach traf auch Roger de Flor mit seiner ganzen Macht ein; seine erste That war, Rochafort zum Seneschall zu machen.

Von Ephesus zog das catalanische Heer nach Ania, wo der Admiral und alle Seeleute und alle, die mit Rochafort gekommen waren, in ihrer Rüstung ihm entgegenkamen, über welche Verstärkung sich der Großherzog sehr freute.

Inzwischen umschwärmten die Türken unablässig das Christenheer, das jeden Augenblick auf einen ernsten Angriff gefaßt sein mußte. Eines Tages entstand Lärm, daß die türkische Besatzung von Atia in der Nähe von Ania sich sehen lasse. Die

Catalanen zogen aus, holten die Türken ein und griffen sie an; 2000 türkische Reiter und eben so viele Mann Fußvolk blieben auf dem Platze; die übrigen entkamen, da der Abend anbrach und die Catalanen von der Verfolgung des Feindes abhielt. Mit freudigem Jubel und reicher Beute kehrte die Truppe nach Ania zurück.

Nachdem der Großherzog mit seinem Heere vierzehn Tage lang zu Ania verweilt hatte, ließ er sein Banner ausrücken und drang bis zur eisernen Pforte vor, wo Anatolien vom Reiche Armenien sich scheidet. Als er an die eiserne Pforte gelangte, hatten sich die Türken der Besatzung von Atia, die bei Ania geschlagen worden waren, samt allen anderen Türken der übrigen Besatzungen auf einem Berge gesammelt, an 10,000 Reiter und 20,000 Mann Fußvolk. Beim Tagesanbruche rückten sie in Schlachtordnung vor. Schnell waren die Catalanen kampfbereit. Die Almugavaren riefen:

„Auf! die Lanzen gewetzt!“

Alsbald sprengte der Großherzog mit den Reitern auf die feindliche Reiterei und En Rochafort mit den Almugavaren stürzte auf das Fußvolk.

Roger de Flor gab glänzende Beweise seiner Tapferkeit. Stets sah man ihn im dichtesten Kampfgemenge. Auf einmal erhoben die Catalanen den Ruf:

„Arago! Arago!“

Die Türken fingen zu weichen an, und als

es Nacht war, lagen 6000 Reiter und 12,000 Mann Fußvolk auf der Walstatt. Volle acht Tage brauchten die Sieger, um die Beute zu sammeln und unermeßlich war ihr Gewinn; mancher von ihnen wurde reich.

Alsdann zog Roger weiter nach der eisernen Pforte, worauf er sich nach Ania zurückwandte. Auf dem Wege dahin ereilten ihn Boten des Kaisers mit der Meldung, daß er ungesäumt mit seinem Heere nach Konstantinopel zurückkehren solle.

Es hatte sich nämlich folgendes zugetragen:

Der Schwiegervater Rogers, der Herrscher von Thessalien, war gestorben und hatte das Reich seinen Söhnen hinterlassen, nämlich den Brüdern der Großherzogin und Neffen des Kaisers. Ihr Oheim, der Bruder ihres Vaters, hatte die Herrschaft an sich gerissen. Da nun das Reich Thessalien den Neffen des Kaisers gehörte, so hatte dieser an deren Oheim einen Botschafter mit der Aufforderung geschickt, seinen Neffen das ihnen gebührende Erbe zurückzugeben. Der Kaiser hatte aber eine sehr trotzige Antwort bekommen und die Folge war der Ausbruch eines ungemein heftigen Krieges zwischen den beiden Reichen. Andronicos erlitt in diesem Kriege fast täglich Verluste, so daß er sich gezwungen sah, die Hilfe Rogers de Flor anzurufen.

Nur ungern verließ Roger das Land, in welchem er von Sieg zu Sieg geeilt war und welches er mit kräftiger Hand den Türken ent-

rissen hatte. Aber auf die dringenden Bitten und Vorstellungen des Kaisers versammelte er seine Leute und beriet sich mit ihnen, was zu thun sei. Endlich einigte man sich dahin, daß man sogleich dem Kaiser zu Hilfe eilen solle. Die „Compagnie“, wie sich das Heer Rogers hieß, rüstete sich schleunigst und schiffte sich mit all ihrer Beute ein, nachdem der Großherzog noch überall tüchtige Besatzung zurückgelassen hatte, obwohl das eroberte Land vor jedem Angriffe der Türken gesichert war.

Kaiser Andronicos vernahm mit Freude das Nahen der tapferen Frankenschar, welche in Gallipolis landete und dort einstweilen Standquartiere bezog.

Roger selbst fuhr mit hundert Reitern nach Konstantinopel hinüber, um den Kaiser, seine Gattin Maria und deren Mutter zu besuchen. Zu Ehren des Helden wurden prunkvolle Festlichkeiten veranstaltet und Roger wurde aufs ehrenvollste vom Kaiser empfangen. Und nun zeigte es sich, welchen Einfluß der Name des catalanischen Feldherrn auf die Feinde des Kaiserreichs hatte; denn kaum hatte der Bruder des Kaisers von Thessalien vernommen, daß der Großherzog mit seinem ganzen Heere gegen ihn im Anzuge sei, als er seine Sache verloren gab. Er schickte Botschafter an den Kaiser und erklärte seine Bereitwilligkeit, mit Andronicos Frieden zu schließen.

Man hätte glauben sollen, daß durch diese

unblutige Beilegung des Zwistes Andronicos' Dank gegen seinen Feldherrn hätte steigen müssen. Aber mit nichten.

Es war am Tage des Friedensschlusses zwischen Andronicos und seinem Verwandten, als Roger de Flor in den kaiserlichen Palast sich begab. Wie gewöhnlich gewährte ihm Andronicos sofort die erbetene Audienz.

„Kaiserlicher Herr," begann Roger nach einigen einleitenden Worten, „seit vielen Monaten hat meine Truppe keinen Sold mehr bekommen. Ich bitte dich um die Ausbezahlung desselben."

Andronicos erwiderte:

„Ich werde deinem Verlangen, das ich gerecht finde, nachkommen. Gedulde dich noch kurze Zeit und dein Heer wird den rückständigen Sold erhalten."

Andronicos ließ alsbald Münzen prägen, aber von minderem Gehalte als die im Umlaufe befindlichen. Roger erhielt die Weisung, von den Griechen Pferde, Maulesel, Lebensmittel und andere Bedürfnisse zu nehmen und mit dieser Münze zu zahlen. Andronicos that dies aus Arglist, um Haß und Zwietracht zwischen Volk und Heer zu stiften, denn sobald er seinen Zweck erreicht und die Türken bezwungen hatte, wollte er sich der Franken entledigen.

Der Großherzog aber weigerte sich, diese Münze anzunehmen.

Während dieser gegenseitigen Verhandlungen langte die Nachricht an, daß Berengar d'Entenza,

ein tapferer catalanischer Ritter, mit bedeutender Verstärkung aus Catalonien angekommen sei. Sogleich ließ ihn der Kaiser zu sich entbieten. Roger stellte ihn mit den Worten vor:

„Herr, dieser Edelmann ist einer der edelsten Männer von Spanien. Wenn er auch kein Königssohn ist, so ist er doch einer der tüchtigsten Ritter von der Welt und steht mir so nahe wie ein Bruder; er ist gekommen, in deine Dienste zu treten aus Liebe zu mir und dir zu Ehren. Ich möchte ihm daher eine besondere Freude machen und ihm, so es dir beliebt, den Großherzogsstab samt dem Hute übergeben, damit er nun an meiner Statt Großherzog sei."

Andronicos blickte überrascht auf den Feldherrn. Doch zeigte er eine freundliche Miene.

„Wie? Du willst dieser Würde entsagen? Dann zwingst du mich, diesen Edelmut auf andere Weise zu belohnen, damit du siehst, daß ich hinter dir nicht zurückstehen will in Anerkennung des Verdienstes."

Roger aber nahm seinen Hut, das Abzeichen seiner Würde, von seinem Haupte und setzte ihn Berengar d'Entenza auf, dann überreichte er ihm den Stab und das Siegel, sowie das großherzogliche Banner.

Des anderen Tages versammelte sich auf Befehl des Kaisers der ganze Hof; auch Roger wurde zum Erscheinen befohlen. Als alle Würdenträger versammelt waren, rief Andronicos:

„Roger de Flor, tritt her!"

Der Gerufene trat vor den kaiserlichen Thron. Da überreichte ihm Andronicos Stab und Hut, das Banner und Siegel des Reiches, indem er sprach:

„Hiermit ernenne ich dich zum Cäsar des Reiches.“

Jetzt bekleidete er ihn mit dem Mantel, dem Abzeichen der neuen Würde. Vermöge dieser Würde saß der Cäsar zunächst dem Kaiser auf einem Sessel, der war nur eine halbe Spanne niedriger als des Kaisers Sitz. Roger besaß im Reiche die ganz gleiche Gewalt wie der Kaiser; er konnte Vergabungen auf ewige Zeiten verleihen, hatte Verfügung über den öffentlichen Schatz, sowie das Recht über Leben und Tod — mit einem Worte, er übte die ganze Machtvollkommenheit des Kaisers aus. Er pflegte zu unterzeichnen: Cäsar unseres Reiches, während der Kaiser an ihn schrieb: Cäsar deines Reiches. Zwischen den beiden Würden bestand kein weiterer Unterschied wie der, daß des Cäsars Sitz um eine halbe Spanne niedriger war als der des Kaisers, der Kaiser trug einen roten Hut und rote Gewandung, der Cäsar blauen Hut und blaue Gewandung mit einer schmalen Goldborte.

Seit vierhundert Jahren war diese Würde nicht mehr erteilt worden, Roger de Flor war der erste, welcher sie erhielt.

Der neue Cäsar kehrte sehr fröhlich nach Gallipolis zu dem Heere zurück, begleitet von seiner Schwiegermutter und seiner Gemahlin nebst

deren beiden Brüdern, von denen der ältere das Reich Thessalien besaß. In Gallipolis wurden die Winterquartiere bezogen.

Als Weihnachten vorüber war, ging der Cäsar nach Konstantinopel, um mit dem Kaiser zu verabreden, was im nächsten Frühjahre zu unternehmen sei, der Großherzog blieb zu Gallipolis. Der Vereinbarung gemäß sollten der Cäsar und der Großherzog nach Anatolien gehen; ferner kamen sie darin überein, daß der Kaiser dem Cäsar das ganze Reich Anatolien und alle Inseln Romaniens geben solle, so daß dieser Städte, Flecken und Schlösser an seine Vasallen austeilen könne, wofür sie ihm geharnischte Reiter zum Dienste stellen sollten ohne allen Sold. Von dem Augenblicke an, wo sie zu Roger übergingen, sollte der Kaiser keinem Franken mehr Geld schuldig sein, sondern der Cäsar dafür Sorge tragen; nur für jetzt solle er noch den Sold auf vier Monate zahlen.

Hierauf nahm der Cäsar Abschied vom Kaiser und der Kaiser bezahlte ihn mit der schlechten Münze. Der Cäsar nahm sie an, denn da er nach Anatolien abziehen wollte, so machte er sich nichts mehr aus der Unzufriedenheit der Bewohner von Romanien, die er verließ. So kam er denn mit dieser Münze nach Gallipolis und zahlte damit seinen Truppen den Sold und ein jeder bezahlte damit seinen Wirt.

Ehe der Cäsar von Romanien abreiste, wollte er sich von Kyr Michael verabschieden.

Sobald Maria, des Cäsars Gattin, von dieser

Absicht ihres Mannes erfuhr, bat sie ihn dringend, davon abzustehen.

„Kyr Michael ist dein Feind," warnte sie, „selbst wenn er sich äußerlich den Anschein giebt, dir nicht feindlich gesinnt zu sein. Gehe nicht nach Adrianopel, Roger, es ist um dich sonst geschehen. Höre, ich habe vor einiger Zeit einen bösen Traum gehabt, ich sah dich über und über mit Blut bedeckt und tot; neben dir aber stand Kyr Michael mit blutigem Schwerte."

Die Stimme der jungen Frau erzitterte, während sie sprach, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Aber der Cäsar flößte ihr Mut und Beruhigung ein.

„Unser Leben steht in Gottes Hand," sagte er. „Auch in der Schlacht kann ich meinen Tod finden, wenn es so bestimmt ist. Übrigens fürchte ich Kyr Michael nicht; und er wird es nicht wagen, mir ein Leid zuzufügen. Die Rache wäre fürchterlich und er weiß das."

„Kyr Michael ist ein rücksichtsloser Mann," versetzte Maria. „Er haßt dich und der Haß treibt den Menschen zu allem ohne Rücksicht auf die Folgen, welche aus einer That hervorgehen. Gehe nicht nach Adrianopel, mein Gatte."

Roger schüttelte das Haupt.

„Kyr Michael würde mich für einen Feigling halten und das mit Recht. Ich aber will ihm zeigen, daß ich keine Furcht kenne. Ich gehe nach Adrianopel, Kyr Michael und allen meinen Feinden zum Trotze."

Der Cäsar sprach mit solcher Entschiedenheit, daß es seine Gattin für besser hielt, für jetzt nicht weiter in ihn zu dringen. Aber sie war entschlossen, alles aufzubieten, um den teuren Gatten von Adrianopel, wo Kyr Michael jetzt residierte, fern zu halten.

Zu diesem Zwecke wandte sie sich an ihre Mutter und trug ihr die Besorgnisse vor, welche ihr Herz erfüllten. Diese teilte, nachdem sie einen Einblick in die Sachlage gewonnen hatte, ganz die Meinung ihrer Tochter. Sie gab ihr den Rat, die einflußreichsten Männer des Heeres zu bitten, daß diese den Cäsar von einem Zuge nach Adrianopel abwendig machten.

Eine Abordnung der catalanischen Compagnie erschien eines Tages vor dem Cäsar. Sie brachten ihre Bedenken vor und baten schließlich den geliebten Feldherrn, nicht nach Adrianopel zu ziehen.

Umsonst. Der Cäsar wollte nichts davon hören. Es schien sogar, als ob ihn der Widerstand erst recht reizte; er gab den Abgesandten zur Antwort, man solle sich zum Abmarsche rüsten.

Als nun seine Schwiegermutter, seine Gemahlin und Schwäger sahen, daß er durchaus darauf bestand, baten sie ihn um vier Galeeren, um nach Konstantinopel reisen zu können, wo sie bleiben wollten, bis der Cäsar aus Adrianopel zurückkäme. Dieser befahl alsbald seinem Admiral Ferran d'Aunes, seine Angehörigen nach der Hauptstadt zu bringen. So gingen also die Frauen

nach Konstantinopel, wo Maria bald darauf ihrem Gatten einen Sohn gebar.

Inzwischen lag das Heer zu Gallipolis und in den umliegenden Ortschaften. Gallipolis war die Hauptstadt von Macedonien, wo einst bekanntlich Alexander der Große geboren wurde und herrschte; sie liegt an der Küste und war damals eine blühende Handelsstadt.

Sechstes Kapitel.

Wie es Roger beschlossen hatte, so führte er es auch aus. Mit 300 Reitern und 1000 Fußgängern zog er nach Adrianopel, um trotz aller Bitten seiner Freunde und Vasallen den Kronprinzen Michael zu besuchen.

Adrianopel liegt fünf Tagreisen von Gallipolis und diente seit einiger Zeit dem Prinzen als Residenzstadt.

Während Rogers Abwesenheit vom Heere führte Berengar d'Entenza als Großherzog und Berengar de Rochafort als Seneschall den Befehl über die Armee.

Mit großem Pompe wurde der Cäsar in Adrianopel empfangen, und dieser wie auch Kyr Michael gaben sich einander glänzende Festlichkeiten, welche eine ganze Woche lang dauerten.

Am siebenten Tage vernahm der Cäsar, als er eben in seinem Wohngemache schreibend saß, Pferdegetrabe von der Straße herauf. Er eilte

ans Fenster und sein Blick fiel auf ein lebhaftes Bild. In Scharen, dichtgedrängt, zogen wild aussehende Reiter auf kleinen hageren Pferden vorüber. Es waren Gestalten voll Trotz und Kraft, die da zu Pferde saßen. Lange schwarze Haare flatterten auf ihren Schultern, die in rauhe Tierfelle gekleidet waren, Köcher, mit Pfeilen gespickt, und lange Bogen hingen ihnen auf dem Rücken. Auf den Köpfen der Reiter saßen hohe Pelzhauben, welche den trotzigen Gesichtern einen unheimlichen Ausdruck verliehen.

Während der Cäsar dieses Schauspiel betrachtete, trat einer seiner Unterfeldherren ein, Juan de Benarez.

„Was soll dies?“ fragte ihn Roger. „Woher kommen diese Reiter?“

„Es sind 9000 Alanen und Turkomanen unter ihren Führern Gircon und Milich. Man sagt, sie seien nach Adrianopel auf Veranlassung Kyr Michaels bestellt worden.“

Der Cäsar sprach nichts, sondern verfolgte mit hohem Interesse die sich vorüberwälzende Reiterschar.

Endlich war der letzte Reiter vorübergezogen.

Jetzt nahm der Cäsar ein versiegeltes Schreiben von seinem Tische und überreichte es Benarez.

„Überbringe dies an Kyr Michael.“

„Ich werde sogleich eueren Auftrag erledigen, Cäsar,“ erwiderte Benarez und entfernte sich.

Kaum war Benarez verschwunden, als ein Bote Kyr Michaels erschien und den Cäsar zu

Gaste laden ließ. Dieser dankte dem Boten und versprach sein Erscheinen.

Eine Stunde später saß Roger an der Seite Kyr Michaels in dem Prunksale des kronprinzlichen Palastes. Der Wein floß in Strömen. Es herrschte eine frohe, ungezwungene Laune, und namentlich erschöpfte sich der Gastgeber in Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten gegen seinen hohen Gast.

Die Tafel war zu Ende. Eben erhoben sich die Gäste. Da öffnete sich die Saalthüre und eine Schar jener wild aussehenden Gesellen, welche heute ihren Einzug in Adrianopel gehalten hatten, drängte ungestüm herein, geführt von ihrem Hauptmann Gircon.

Jetzt trat Kyr Michael einige Schritte von seinem Gaste weg, streckte die Rechte aus und rief:

„Dieser ist's!"

Die Alanen entblößten ihre Schwerter und stürzten sich auf den unglücklichen Cäsar.

„Verräter!" schrie dieser Kyr Michael zu, aber in demselben Augenblicke sank er auch schon, von zahlreichen Schwerthieben getroffen, sterbend in seinem Blute nieder. Roger de Flor war erst 27 Jahre alt.

Ein allgemeines Morden begann im Palaste und in der Stadt. Das gesamte Gefolge des Cäsars wurde von den Alanen niedergehauen, ebenso die catalanischen Truppen, die in der Stadt einquartiert waren. Nur drei davon entkamen, die sich auf einen Glockenturm retteten. Ihre Namen sind: Ramon Alquer, ein aus Castallo in Ampurias gebürtiger catalanischer Ritter, Guillem

de Tous, ebenfalls ein catalanischer Ritter; der dritte war Berengar de Roudor aus Llobregat.

Die wilden Mörder eilten ihnen nach. Aber die drei Tapferen verteidigten sich mit dem Mute der Verzweiflung. Unter ihren Streichen häuften sich die Leichname der Angreifer, ihre Arme schienen aus Stahl und Eisen und nicht erlahmen zu können. Wie gierige Tiger fraßen ihre Schwerter in den Reihen der Angreifer.

Als Kyr Michael von dem unerhörten Widerstande vernahm, welchen die drei Ritter bereiteten, befahl er, ihnen das Leben zu schenken; denn es wäre doch Sünde, sie zu töten. So kamen die drei catalanischen Helden mit dem Leben davon.

Kyr Michael begnügte sich nicht mit dieser niedrigen Schandthat. An demselben Tage wurde in Konstantinopel der Palastbeamte Trojan auf offener Straße von gedungenen Meuchelmördern überfallen und ermordet. Noch mehr! Am gleichen Tage traf in Gallipolis eine Abteilung Turkopolen und Alanen ein und griff alsbald nach ihrer Ankunft die Stadt und die umliegenden Landhäuser an. Die Pferde der Catalanen waren auf der Weide und die Soldaten in den Landhäusern zerstreut. So war es den Mörderbanden ein Leichtes, die ahnungslosen Franken zu überfallen, ihnen die Pferde zu nehmen, welche sich in den Häusern befanden, und mehrere hundert Mann niederzusäbeln, so daß nur noch 206 Pferde und 3307 Mann, Reiter- und Fußgänger, Land- und Seetruppen, übrig blieben. Sogleich wurden die

Catalanen eingeschlossen und von 14,000 Reitern und 30,000 Fußgängern angegriffen.

Das kleine catalanische Heer zog sich hinter eine Verschanzung zurück, welche der Großherzog Berengar d'Entenza hatte aufwerfen lassen und welche die ganze Gemarkung von Gallipolis umgab. Vierzehn Tage lang mußten die Catalanen zweimal täglich mit den Türken kämpfen, und jeder Tag brachte ihnen neuen Verlust.

In dieser Not beschloß der Großherzog, fünf Galeeren und zwei Boote auszurüsten, um einen Streifzug zu unternehmen und seine Truppen mit Lebensmitteln zu versorgen. Doch der Großherzog stieß dabei auf nicht geringen Widerstand seitens der Seinigen; denn sie sträubten sich gegen eine Verminderung ihrer Macht und hielten es für besser, wenn sie beisammen blieben. Der Großherzog aber, als ein tüchtiger und verständiger Mann, erkannte die Gefahr des Kampfes und stimmte durchaus nicht zu, sondern er blieb dabei, einen Zug nach Konstantinopel zu unternehmen und dann gleich nach Gallipolis zurückzukehren. Endlich mußte man ihm nachgeben und es schifften sich die meisten ein; nur der Seneschall, Berengar de Rochafort und Ramon Muntaner, Platzhauptmann in Gallipolis, blieben mit nur fünf Rittern zurück, nämlich: Guillem Sischar aus Catalonien, Ferran Gorri aus Aragonien, Juan Paris de Caldes aus Catalonien und Examon d'Albero.

Als Berengar d'Entenza abgesegelt war,

musterten die Zurückgebliebenen die Leute und fanden, daß alles in allem an Reitern und Fußvolk noch 1362 Mann waren, nämlich 106 Reiter ohne Pferde und 1256 Fußgänger. Dabei hatte die kleine Schar täglich mit den Belagerern von früh bis abends zu kämpfen.

Berengar d'Entenza überfiel auf seinem Zuge die 23 Meilen von Konstantinopel entfernte Stadt Recrea und machte unermeßliche Beute.

Inzwischen beschlossen die Zurückgebliebenen, an den Kaiser Andronicos eine Gesandtschaft abzuordnen, um demselben Fehde anzusagen wegen der Treulosigkeit, die er an ihnen verübt hatte. Diese Absage und der Fehdebrief sollte zu Konstantinopel in Gegenwart der venetianischen Gemeinde in förmlicher Urkunde übergeben werden. Zu diesem Zwecke wurde der Ritter Sischar nebst dem Adaliden Pero Lopis, zwei Amulgavaren und zwei Rittervögte gewählt, um im Namen des Berengar d'Entenza und der ganzen Truppe auf einer von zwanzig Ruderern gefahrenen Barke hinzufahren.

So reisten sie nach Konstantinopel ab.

Dort angelangt, begaben sie sich alsbald in den kaiserlichen Palast.

„Herr!“ sprachen sie zu ihm offen und kühn, „Ihr habt treulos gegen uns gehandelt und dies wollen wir im ehrlichen Zweikampfe zehn gegen zehn, oder hundert gegen hundert beweisen, daß Ihr treulos und boshaft den Cäsar samt seinem Gefolge habt umbringen und die Truppe

ohne vorherige Absage habt überfallen lassen. So habt Ihr die Treue gebrochen, und darum sagen wir uns los von Euch und kündigen Euch Fehde an.“

Dann überreichten sie dem Kaiser den Fehdebrief.

Andronicos war anfangs ganz erstaunt über diese Kühnheit der Franken.

„Ich habe es nicht gethan,“ erklärte er, „meine Schuld war es nicht.“

Fast um dieselbe Stunde ließ der wortbrüchige Herrscher den Admiral Ferran d'Aunes samt allen Catalanen und Aragonesen zu Konstantinopel ermorden.

Ehe die Abgesandten den Kaiser verließen, baten sie ihn noch um einen Geleitsmann, der sie bis nach Gallipolis bringe.

„Ihr sollt dieses Geleite haben,“ versprach er ihnen.

Der Kaiser hielt auch Wort und der Geleitsmann begleitete sie bis nach Redisco. Hier aber erschienen plötzlich Häscher und ergriffen die Catalanen und Aragonesen. Man schleppte sie nach der Schlachthalle und schlachtete sie dort wie das Vieh ab; die blutigen Viertel wurden aufgehängt.

Ungefähr um dieselbe Zeit war der siegreiche Berengar d'Entenza auf dem Rückwege von der Stadt Recrea; er führte schwere Beute mit sich. Da stieß er auf achtzehn genuesische Galeeren, welche von Konstantinopel kamen und ins Schwarze Meer wollten. An der Küste zwischen Panido und dem Kap Gano trafen sie aufeinander. Berengar d'Entenza ließ seine Mannschaft sich rüsten und die

Schiffe mit dem Vorderteile ans Land laufen, während die Hinterteile ins Meer hinausstanden. Die Genuesen begrüßten sie, dann fuhren sie auf einer Barke heran und gaben ihnen Sicherheit. Der genuesische Befehlshaber lud den catalanischen Führer ein, auf seiner Galeere mit ihm zu speisen; der Großherzog traute dem Listigen und begab sich auf das genuesische Schiff. Während sie nun speisten und die Leute Berengars ihre Waffen beiseite gelegt hatten, fuhren zwei genuesische Schiffe heran, nahmen vier Galeeren, fingen die ganze Bemannung und töteten über zweihundert Mann. Auf einer Galeere, auf welcher Berengar de Vilamari und andere Ritter sich befanden, hatte man die Waffen nicht abgelegt. Auf dieser Galeere entstand ein gewaltiger Kampf, der dreihundert Genuesen das Leben kostete, so daß die Mannschaft der Galeere sämtlich blieb und nicht einer davonkam. Das war eine schöne Mahlzeit, welche Berengar d'Entenza von den Genuesen bereitet wurde. Hierauf führten sie ihn samt seinen Genossen, die am Leben geblieben waren, nach Konstantinopel und bemächtigten sich der ganzen Beute aus Recrea.

Die Gefangenen wurden zu Pera, welches den Genuesen gehörte, in engem Gewahrsam gehalten. Dort blieb Berengar einen Monat, bis die Galeeren, die ins Schwarze Meer fuhren, wieder zurückkamen, dann nahmen sie ihn mit nach Genua, wobei sie an Gallipolis vorüber kamen. Ramon Muntaner bot ihnen zehntausend Goldstücke als Lösegeld, aber sie gaben d'Entenza nicht frei.

Große Bestürzung verursachte es unter den zurückgebliebenen Catalanen, als sie von dem Schicksale des Großherzogs und der Gesandten erfuhren. Da versammelte Ramon Muntaner eines Tages seine Leute und legte ihnen die Frage vor:

„Was beginnen wir jetzt?“

Diese Frage richtete Muntaner an eine Schar von nur mehr 206 Reitern und 1256 Fußgängern. Die Meinungen waren geteilt. Die einen waren der Ansicht, man solle mit allem, was sie hätten, nach der Insel Metelino, einem schönen, fruchtbaren Eilande fahren, denn noch immer verfügte man über vier Galeeren und zwölf bewaffnete Boote nebst vielen Barken und über ein Schiff mit zwei Verdecken; die anderen meinten, es wäre doch eine große Schande, nachdem man die beiden Häupter und so viele wackere Leute durch schmählichen Verrat verloren habe, wenn man sie nicht rächen wollte bis auf den Tod: dann verdienten sie gesteinigt zu werden von aller Welt, zumal da sie solchen Ruf hätten und sich zudem auf ihr gutes Recht stützen könnten, denn besser sei es mit Ehre zu sterben, als mit Schande zu leben. Kurz, am Ende einigten sich alle dahin, bis aufs Messer den Kampf fortzuführen und jeden zu töten, der gegen diesen Beschluß sprechen würde. Um sich noch fester an diesen Beschluß zu binden, einigten sie sich dahin, sogleich von allen Galeeren, Booten, Barken und anderen Fahrzeugen zwei Bohlen aus dem Boden zu nehmen, daß keiner denken könne zur See zu entkommen und daß jeder gezwungen sei, sich

tapfer zu halten. Dieser Beschluß wurde unverzüglich ausgeführt und alle Fahrzeuge wurden augenblicklich versenkt. Hierauf ließ Muntaner ein großes Banner St. Peters von Rom fertigen, um es auf dem Turme von Gallipolis aufzupflanzen, ferner ein Banner des Königs von Aragon und eines des Königs von Sicilien, sowie eines St. Georgs; die drei letzteren sollten in der Schlacht getragen werden.

Die Kämpfer schworen sich nochmals treues Festhalten an ihrem Beschlusse; Mann sollte für Mann einstehen, lieber wollten sie sterben als einander verlassen.

So hatte sich die tapfere Schar dem Tode geweiht.

Von nun an begann eine Zeit der größten Aufopferung und Anstrengung, aber auch der unsterblichsten Heldenthaten, welche je die Geschichte mit leuchtendem Griffel verzeichnet hat.

Siebentes Kapitel.

Es war der 23. Juni vor St. Peter und ein Freitag um die Vesperstunde. Da ließ Muntaner seine Mannschaft an einer eisernen Pforte des Kastells bewaffnet zusammentreten, während auf den Hauptturm zehn Mann als Posten gestellt wurden. Ein Matrose aus Llobregat, Berengar de Ventayola mit Namen, stimmte den Lobgesang St. Peters an und sogleich fielen alle mit Thränen in den Augen ein. Sobald der letzte Ton verklungen war, wurde St. Peters Banner erhoben, und begannen alle Krieger das Salve Regina zu singen.

Es war ein heiterer, wunderschöner Tag, keine Wolke schwebte am Himmel. Kaum aber wehte das Banner in der Luft, da erschien eine Wolke am Firmament und während die Soldaten auf den Knieen lagen, rauschte der Regen auf sie herab und dies dauerte so lange, als der Gesang währte. Dann hellte sich der Himmel wieder auf und die Sonne strahlte heiter wie zuvor. In der

Nacht beichteten alle. Als der Morgen anbrach, empfingen sie den Leib des Herrn. Sobald die Sonne aufging, sollte der Ausfall auf die Feinde gemacht werden.

Die Schar wurde aufgestellt: die Ritter standen auf der linken Seite, das Fußvolk auf der rechten. Die Feinde bemerkten die Bewegung im catalanischen Lager, denn sie waren nur zwei Meilen entfernt auf einem Hügel.

Plötzlich kamen sie heran, 8000 Reiter; 2000 Mann Fußvolk hatten sie bei den Zelten zurückgelassen, denn sie hielten die Schlacht schon im voraus gewonnen. Als die Sonne aufging, standen die Catalanen vor den Verschanzungen in der Schlachtordnung. Keiner durfte sich rühren, bevor nicht der Segen gesprochen war. Da erhob Berengar de Ventayola seine Stimme und rief: „Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit segne ich euch!“

Auf einmal gab Muntaner das Zeichen zum Angriffe. Trommeln wirbelten und Trompeten schmetterten. Sogleich stürmten die Catalanen in Masse an und warfen sich so gewaltig auf die Mitte der Feinde, daß diese den Anprall nicht auszuhalten vermochten. Ihre Vorhut war im Nu geschlagen und floh. Die Catalanen rasten hinter ihnen einher wie ein Unwetter und keiner hob seinen Arm, ohne seinen Mann zu treffen. So wurden die Fliehenden bis zu der Anhöhe verfolgt, wo ihr Lager stand. Dort war die Hauptmacht bereit die fliehende Vorhut aufzunehmen und zu verstärken. Kaum hatten die Catalanen

den Fuß der Anhöhe erreicht, als alle wie mit einer Stimme den Ruf erhoben: „Hinan! hinan! Arago! Arago! St. Georg! St. Georg!“ Mit verdoppelter Kraft drangen die Franken den Hügel hinan und warfen sich auf den Gegner. Die Schwerter der Catalanen wüteten unter den Feinden, die nicht standhielten und flohen. Vierundzwanzig Meilen weit setzten ihnen die tapferen Sieger nach, erst bei dunkler Nacht ließen sie von der Verfolgung ab und kehrten um Mitternacht nach Gallipolis zurück.

Als Muntaner des anderen Tages Musterung hielt, da stellte sich zum allgemeinem Erstaunen heraus, daß die Compagnie nur einen Reiter und zwei Fußsoldaten verloren hatte. Auf dem Schlachtfelde aber lagen mehr als 6000 Reiter und über 20,000 Fußsoldaten. „Wir konnten's gar nicht glauben,“ schreibt Muntaner, „daß der Toten so viele wären und wir meinten, sie hätten sich einander selbst um das Leben gebracht.“ Auch auf den Barken waren viele umgekommen; denn es waren deren eine Anzahl an der Küste, die waren alle entzwei. Die Feinde zogen sie aber ins Meer und sprangen haufenweise hinein, so daß, als sie ins Meer kamen, die Boote umschlugen und eine Menge Griechen ertrank.

Geradezu unermeßlich war die Beute, welche den Siegern in die Hände fiel. Sie bedurften volle acht Tage, um sie zu sammeln, und man brauchte das Gold und Silber, welches die Türken an sich getragen hatten, nur vom Boden aufzu-

lesen; alle Gürtel der Reiter, ihre Schwerter, Sättel und Zügel, alle ihre Rüstung war mit Gold und Silber geziert; überdies hatten viele Geld im Sack. Auch etwa dreitausend lebendige Pferde erbeuteten die Sieger; die übrigen waren getötet oder schleppten sich verwundet auf dem Schlachtfelde herum. So viele Pferde wurden eingefangen, daß jeder Mann drei davon erhielt.

Während die Beute noch gesammelt wurde, stieß man in einem Hause auf vier Griechen. Auf ihre Bitten hin schenkte ihnen Muntaner das Leben; denn es waren arme Leute aus Gallipolis. Man versprach ihnen große Belohnung, wenn sie als Spione dienen wollten. Sie erklärten sich sofort bereit. Darauf wurden sie in griechische Tracht gar stattlich gekleidet, beritten gemacht und ausgeschickt, zwei nach Adrianopel, um zu erforschen, was Kyr Michael thue, die beiden anderen nach Konstantinopel. Schon nach wenigen Tagen kamen die ersteren zurück und meldeten, der Kronprinz ziehe heran mit 17,000 Reitern und wohl 100,000 Mann Fußvolk und sei bereits von Adrianopel aufgebrochen. So sehr fürchtete man die tapfere catalanische Schar, daß eine solche Übermacht gegen sie ins Feld geführt werden mußte.

Auf diese Nachricht hin versammelte Muntaner seine Braven zur Beratung. Nach einer Weile beschloß man, den Feind anzugreifen. Von Gott und St. Peter, St. Paul und St. Georg, welche ihnen schon einmal den Sieg verliehen hatten, hofften sie auch diesmal den Sieg über den elenden Verräter

geschenkt, der ihren Cäsar ermordet hatte. Doch wollten sie den Gegner in Gallipolis nicht abwarten, denn obschon der Ort sehr fest war, wollten sie sich doch nicht belagern lassen. Muntaner betonte, daß der Kronprinz mit seinem Heere nicht auf einmal heranrücken könne, sondern einen Vortrab bilden müsse; dieser solle angegriffen und geschlagen werden; wäre aber dieser zerstreut, so seien alle geschlagen. Zudem bliebe ihnen auch nichts anderes übrig, als der Kampf Mann gegen Mann, denn in den Himmel könnten sie nicht fliegen, auch nicht in die Hölle hinabsteigen, noch zur See davonfahren. Sie beschlossen also, dem Feinde mutig entgegenzurücken.

Es wurden im Kastell hundert Mann nebst den Weibern zurückgelassen, und die übrigen zogen aus zum entscheidenden Kampfe.

Nach drei Tagemärschen machten die Catalanen am Fuße einer Anhöhe Rast und ruhten dort die Nacht über aus. Plötzlich wurden sie um Mitternacht durch den Schein von Wachtfeuern geweckt. Sogleich schickte Muntaner zwei gefangene Griechen als Kundschafter aus, welche mit der überraschenden Meldung zurückkamen:

„Herr, auf der anderen Seite des Hügels lagert der Kronprinz mit 6000 Reitern. In aller Frühe wird er gegen Gallipolis aufbrechen; das übrige Heer blieb aus Mangel an Wasser etwa eine Meile weit zurück, ist aber zum Anzuge bereit. Der Kronprinz selbst schläft auf der Ebene im Kastell Agro, welches sehr fest ist.“

Die Catalanen freuten sich ungemein, als sie sahen, daß ihnen der Feind so unverhofft in die Hände geraten sei und daß dieser sehr feige sein müsse, nachdem er sich bemüht habe, ein Kastell oder einen Flecken zu erreichen.

Beim Grauen des Morgens beichtete die kleine Schar, nahm das heilige Abendmahl und zog in Schlachtordnung aus, um den Hügel zu besetzen. Kaum waren die Catalanen auf der Höhe und es wurde Tag, so meinten die Feinde, jene seien gekommen, sich dem Kronprinzen zu ergeben. Dieser aber ahnte wohl, daß es sich hier um keinen Scherz handle, weshalb er sich zum Kampfe rüstete. Es dauerte auch nicht lange, so rückten die beiden Gegner zum Kampfe an. Als es zum Angriffe kam, saßen die meisten Almugavaren von ihren Pferden ab, da sie als Fußtruppen geübter waren, und stürzten sich mit aller Wucht auf den Vortrab des Feindes. Dieser wich und floh. Nur der Kronprinz hielt mit etwa hundert Reitern stand. Plötzlich sah er sich von einem berittenen Matrosen angegriffen, Berengar Ff. mit Namen, der auf einem stattlichen Rosse ritt, welches er in der vorigen Schlacht erbeutet hatte; er trug einen sehr schönen Harnisch, ebenfalls ein Beutestück, aber keinen Schild, weil er ihn zu Pferde nicht gut zu handhaben wußte. Diesen Matrosen hielt der Kronprinz für einen vornehmen Mann und hieb ihn mit dem Schwerte über die Hand, daß das Blut herablief. Wie sich dieser verwundet sah, packte er, ein junger, behender Mann, den

Kronprinzen mit den Händen und schlug mit einem eisenbeschlagenen Stocke wohl dreizehn Male auf ihn, traf ihn ins Gesicht und entstellte es ganz; dabei verlor der Kronprinz den Schild und fiel vom Pferde; es entstand ein arges Gedränge, und da die Catalanen nicht wußten, mit wem sie es zu thun hatten, hoben ihn die Seinigen auf und trugen ihn ins Kastell Agro. Der Kampf dauerte hitzig fort bis in die Nacht hinein und endete mit der gänzlichen Niederlage der Griechen, die sich ins Kastell flüchteten. Doch entkamen ihrer nicht viele, denn es fielen an 10,000 Reiter und unzähliges Fußvolk, während dagegen die Sieger nur 9 Reiter und 27 Fußgänger einbüßten.

Die Catalanen blieben die ganze Nacht über auf der Walstatt in voller Rüstung. Des anderen Morgens wollten sie die Schlacht erneuern, da waren die Feinde verschwunden. Hierauf wurde die Beute gesammelt, zu welcher sie zehn Wagen gebrauchten, von denen jeder von vier Büffeln gezogen wurde, und trieben soviel Vieh weg, daß die ganze Gegend damit bedeckt war. Die Beute war diesmal noch größer als das vorigemal.

Seitdem befand sich ganz Romanien in den Händen der Franken. So groß war der Schrecken vor ihnen, daß die Griechen auf den bloßen Ruf: „Die Franken!“ davonliefen. Die kühnen Catalanen unternahmen von nun an täglich Streifzüge bis zu den Thoren von Konstantinopel.

Eines Tages geschah es, daß ein Almugavare,

Perich de Vaclara mit Namen, im Spiele sehr viel verlor. Da bewaffnete er sich mit seinen beiden Söhnen und machte sich mit ihnen ganz allein auf den Weg nach Konstantinopel. In einem kaiserlichen Garten stieß er auf zwei genuesische Kaufleute, welche Wachteln schossen. Vaclara nahm sie gefangen und führte sie nach Gallipolis, wo er sie erst gegen ein hohes Lösegeld freigab. Solche Thaten kamen häufig vor und dienten dazu, den Schrecken der Griechen vor den kühnen Fremden nur um vieles zu steigern. Die Kühnheit der Catalanen selbst aber stieg in dem Grade, als ihre Erfolge stiegen. Endlich beschlossen sie, die Stadt Redisco (jetzt Rhodostos) zu überfallen und zu plündern, um den schmählichen Tod ihrer Botschafter zu rächen.

Eines Morgens im Jahre 1308 zog die Compagnie aus und überfiel jene Stadt. Was ihnen nur in den Weg kam, mußte über die Klinge springen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Hierauf plünderten sie den Ort und zogen ab, um das nur eine halbe Meile entfernte Panido zu erobern.

Nachdem sie diese beiden Städte eingenommen hatten, zogen die meisten der catalanischen Compagnie dort hinüber, weil sie da nur 60 Meilen von Konstantinopel entfernt waren. Muntaner aber blieb in Gallipolis zurück mit den Seeleuten, 100 Almugavaren und 50 Reitern.

Die nach Redisco und Panido übergesiedelte Compagnie erhielt bald darauf eine erwünschte

Verstärkung durch Ferran Ximenes d'Arenos, der sich im ersten Winter infolge eines Zwistes vom Großherzog getrennt hatte und zum Herzoge von Athen übergegangen war. Als er in Erfahrung gebracht hatte, mit welchem Mute seine Landsleute ihre Gegner bekämpften, so entschloß er sich, zu ihnen zu stoßen, denn er glaubte nicht mit Unrecht, sie könnten Mannschaft brauchen. Er kam also von Morea mit etwa achtzig Mann, Catalanen und Aragonesen.

Mit Ximenes hatte die Compagnie einen wertvollen Zuwachs erhalten, der seine kriegerische Thätigkeit bald bewies.

Eines Tages nahm Ximenes etwa 150 Reiter und 300 Fußgänger zu einem Streifzuge gegen Konstantinopel. Als er mit seiner Beute an Gefangenen und Vieh heimkehrte, wurde ihm durch ungefähr 800 Reiter und 2000 Fußgänger der Weg verlegt. Der Kaiser hatte diese Schar abgeschickt, um einen Paß zu besetzen, durch welchen jene kommen mußten.

„Ergebt euch!“ rief ihnen der Anführer der Griechen zu.

„Ergebt euch!“ antwortete kühn Ximenes. „Ein Catalane weicht vor zehn Griechen nicht. Brüder! haltet euch brav und schlagt die falschen Hunde!“

Die Catalanen rückten zum Angriff an, und ehe eine Stunde verflossen war, waren 700 feindliche Reiter und 2000 Fußgänger teils tot, teils gefangen, ungerechnet die Beute, welche ganz

außerordentlich reich war. Dieser schöne Waffenerfolg spornte Ximenes an, auf dem gleichen Zuge ein Kastell, Medico, das am Eingange der Dardanellen lag, zu belagern. Es war dies ein kühnes Unternehmen, denn er verfügte nur über 80 Reiter und 200 Fußsoldaten, während das Kastell von mehr als 700 Griechen besetzt war. Man konnte eher sagen, die Belagerer seien die Belagerten. Acht volle Monate lag das kleine Häuflein vor der Feste, welche sie bei Tag und Nacht mit Maschinen beschossen. Schon waren mehrere Stürme der Catalanen abgeschlagen worden und bereits fing Ximenes zu überlegen an, ob er die Belagerung nicht aufheben solle, als ihn ein kühn ausgeführter Handstreich plötzlich ans langersehnte Ziel brachte.

Es war an einem Julitage. Entsetzlich heiß brannte die Sonne vom Himmel. Die Belagerten hatten sich entweder in den Schatten gelegt und schliefen, oder sie standen plaudernd beisammen.

Ferran Ximenes beobachtete die Mauer und gewahrte, daß kein einziger Posten darauf zu sehen war. Sofort schlich er sich heran und that, als wolle er Leitern anlegen. Kein Mensch ließ sich hören. Da eilte er zu den Zelten zurück.

„Auf! schnell die Waffen zur Hand!“ befahl er seinen Leuten. „Rüstet euch aber ganz in der Stille, damit der Feind nichts merkt. Jetzt oder nie ist die Zeit gekommen, die Feste zu überrumpeln.“

Sogleich schlichen sich hundert junge, beherzte Männer mit Leitern heran, legten sie an die Mauern und kletterten hinauf, immer fünf Mann auf einer Leiter, einer nach dem anderen. So gelangten sie ganz sachte hinauf, ohne daß der Feind etwas merkte; endlich waren ihrer sechzig oben. Nun bemächtigten sie sich dreier Türme. Inzwischen griff Eximenes mit den übrigen seiner Leute das Thor an, um es mit Äxten einzuschlagen. Während die auf der Mauer allen Widerstand niederwarfen, drang der Führer durch das Thor ein, ohne auf einen Feind zu stoßen, der sich oben auf den Wällen befand. Ehe sich der Feind recht besinnen konnte, war die Feste in den Händen der Catalanen, welche eine so große Beute machten, daß alle reich wurden. So fiel durch einen kühnen Handstreich am helllichten Tage eine acht Monate lang fruchtlos belagerte Feste in die Hände der catalanischen Compagnie.

Von nun an teilte sich diese in drei Teile, die getrennt voneinander lebten, Ferran Eximenes zu Medico, Ramon Muntaner zu Gallipolis mit allen Matrosen und anderen Soldaten, Rochafort zu Redisco und Panido. Der Mittelpunkt war und blieb Gallipolis, von woher alle ihren Bedarf an Kleidung und Rüstung oder sonstigen Gegenständen bezogen. Muntaner selbst war die leitende Hand und die herrschende Seele der ganzen Compagnie. Alle waren reich und wohlhabend, brauchten nicht zu säen, zu ackern, keinen Weinberg zu bebauen oder Reben zu schneiden, und

doch hatten sie jahraus und jahrein soviel Weizen und Haber, als sie bedurften.

So lebte die catalanische Compagnie fünf Jahre lang auf gut Glück und beherrschte ganz Romanien durch ihre Kühnheit.

Achtes Kapitel.

Von dieser Kühnheit der Catalanen liefert nachstehendes Ereignis einen lebendigen Beweis:

Eines Tages kam ein griechischer Ritter, Christophoros, von Salonichi nach Konstantinopel zum Kaiser. Auf seinem Zuge berührte er mit seiner Truppe, achtzig wohl bewaffneten Reitern, Gallipolis. Er machte ihnen den Vorschlag, einen Streifzug nach dieser Stadt zu unternehmen, denn er habe in Erfahrung gebracht, daß sich nur eine geringe Besatzung in dieser Stadt befinde. Wenigstens hoffte man, die Wagen und Gespanne zu erbeuten, welche die Compagnie zum Holzherbeischaffen draußen hatte.

An jenem Tage hatte Muntaner, der Befehlshaber, zwei Gespanne ausgeschickt um Holz. Sie waren nur von einem berittenen Schützen, Marcho, begleitet. Plötzlich erschienen die griechischen Reiter in dem Gehölze und überfielen die Fuhrwerke der Catalanen. Da rief Marcho den vier Leuten, die

bei ihm waren, zu, sie sollten sich auf einen in der Nähe befindlichen Turm flüchten und sich mit Steinen verteidigen, bis er von Gallipolis schleunigst Hilfe geholt habe. Die Leute thaten, wie ihnen geheißen worden, die Griechen aber nahmen die Wagen und die Zugtiere weg.

„Herr," rief Marcho, „eilet uns schnell zu Hilfe, ein Haufe Griechen hat uns im Walde überfallen und die Gespanne weggenommen!"

Muntaner befahl sogleich vierzehn Reitern aufzusitzen, denn mehr hatte er nicht zur Verfügung, weil die übrigen mit Rochafort auf einem Streifzuge sich befanden; mit diesen und einigen Almugavaren eilte er nach der ihm bezeichneten Stelle. Sogleich griff er an und zwar nach der von den Catalanen beliebten Weise, Reiter und Fußvolk alle auf einmal und mit aller Wucht, aber auch mit dem gewohnten Erfolg. Die Griechen flohen mit einem Verluste von 27 Reitern; die übrigen verfolgte man bis zu dem Turme, auf welchem sich jene vier Mann befanden, die bei den Wagen und Gespannen gewesen; diese wurden befreit. Der Ertrag an Beute war auch diesmal nicht gering.

Unterdessen hatte Rochafort einen Streifzug gemacht, der ihn wohl eine Tagreise weit nach einem Ort am schwarzen Meere, Namens Lestenayre, führte, wo alle Schiffe und Fahrzeuge in Romanien gebaut wurden. Dort befanden sich über 150 Fahrzeuge. Die Catalanen bemächtigten sich ihrer und verbrannten sie, worauf sie den

Flecken plünderten und mit außerordentlicher Beute heimkehrten.

Obschon seit dem Tode des Cäsars Roger de Flor eine geraume Zeit verflossen war, konnten seine Landsleute seinen Verlust noch immer nicht verschmerzen. Namentlich erbittert waren sie über die Art und Weise, wie man ihn dem Tode überliefert hatte und daß man sich der halbwilden Alanen bedient hatte, um eine solche schändliche That zu vollziehen. Die Catalanen beschlossen daher, sich an den Alanen zu rächen, denn, sagten sie, alle ihre Thaten seien nichts, solange nicht die Bestrafung derselben erfolgt sei.

Muntaner befahl also, daß die Besatzung von Panido und Redisco mit all ihrer Habe, ihren Weibern und Kindern nach Gallipolis käme, um ihr Besitztum und ihre Familien hier in Schutz zurückzulassen und sich dem Banner anzuschließen, welches zum Streite gegen die Alanen auszuziehen bestimmt war. Muntaner ordnete dies an, weil Gallipolis, wie schon erwähnt, der Mittelpunkt aller strategischen Unternehmungen der Catalanen war und Muntaner dort sein Hauptquartier hatte. Er war Feldzeugmeister, und alle Schreiber des Heeres standen unter ihm; er führte die Listen und verteilte die Beute aus den einzelnen Streifzügen. Auch das Siegel der Compagnie führte er, denn bald nach dem Tode des Cäsars und der Gefangennahme Berengars d'Entenza ließ Muntaner ein großes Siegel anfertigen mit dem Bildnis St. Georgs und der Inschrift: Siegel des Heeres

der Franken, welche das Reich Macedonien beherrschen. So war Gallipolis sieben Jahre lang die Hauptstadt der Compagnie.

Als alle Vorbereitungen zum Aufbruche gegen die Alanen getroffen waren, blieb Muntaner in Gallipolis zurück, weil ihn das Loos dazu traf. Zur Sicherheit der Frauen, Kinder und der Habe der Compagnie blieben 200 geharnischte Fußgänger und 20 Reiter zurück. Aber solche Kampfeslust erfüllte die Leute, daß trotz der ihnen zugesicherten reichen Anteilnahme an der Beute in der Nacht von den Zurückbleibenden noch viele ausrissen, so daß Muntaner nur mehr 130 Mann Fußvolk, Seeleute und Almugavaren und 7 geharnischte Reiter blieben. Mit diesen hatte er eine Weiberschar von 2000 Köpfen, die Kinder noch gar nicht gerechnet, zu hüten.

Das Heer, welches gegen die Alanen zog, hatte einen Marsch von 12 Tagereisen zurückzulegen. Es erreichte ohne einen Verlust von Mann und Roß das Land von Thessalien, wo es auf einer schönen, weitgestreckten Ebene Halt machte, als es auf den Alanenhauptmann Gircon stieß, der an der Spitze von 3000 Reitern und 6000 Mann Fußvolk stand. Diese hatten alle ihre Weiber und Kinder bei sich, denn die Alanen zogen wie die Tartaren umher und führten ein nomadisierendes Leben.

Als die wilde Horde Gircons der Catalanen ansichtig geworden war, griffen diese nicht sogleich an, sondern warteten einen Tag, um aus-

zuruhen und sich zur Schlacht gehörig zu rüsten; denn die Alanen galten als die vorzüglichsten Reiter im Morgenlande.

Am folgenden Tage machten sich in aller Frühe die Catalanen auf, rückten bis auf eine Meile in die Nähe der Alanen, trafen bei Tagesanbruch mit ihnen zusammen und fielen über ihre Zelte her. Die Alanen hatten zwar Kunde vom Feinde, doch glaubten sie nicht, daß er ihnen so nahe sei, und so waren auch nur 1000 Mann kampffertig. Alsdann erhob sich ein heftiger Kampf, welcher den ganzen Tag währte. Um Mittag fiel der Hauptmann Gircon, sein Kopf wurde ihm abgehauen und sein Banner niedergerissen. Bald war die Niederlage allgemein. Von allen Alanen kamen keine dreihundert davon, die anderen starben alle, weil sie ihre Weiber und Kinder nicht im Stiche lassen wollten.

Unter anderem wollte ein Alane sich und seine Frau durch die Schnelligkeit seiner Pferde retten; er ritt das eine, sie das andere, drei Catalanen verfolgten sie. Endlich wurde das Pferd der Frau müde und ihr Mann schlug mit der flachen Klinge darauf. Zuletzt aber wurde er doch eingeholt. Als er sah, daß ihm seine Verfolger dicht auf der Ferse waren und daß er seine Frau verlieren sollte, sprengte er ein wenig voran; da stieß sie einen hellen Schrei aus, worauf er zurückkehrte, sie umarmte und küßte; dann versetzte er ihr mit dem Säbel einen Hieb über den Hals, daß der Kopf zu Boden rollte. Alsdann

kehrte er sich gegen die Reiter, welche bereits der toten Frau das Pferd wegnahmen, und hieb einen dergestalt über den Arm, daß dieser wegflog und der Reiter tot zu Boden stürzte. Als die beiden anderen dies sahen, fielen sie über ihn her; doch er wehrte sich tapfer. Der eine, ein mutiger Adalide, hieß A. Miro, der andere Berengar de Ventayola. Der Tote hatte Guillem de Belluer geheißen. Der Alane wich nicht eher von dem Leichname seiner Frau, bis er selbst buchstäblich in Stücke gehauen war; seine Angreifer aber waren schwer verwundet worden.

Ähnlich starben die meisten anderen Alanen, woraus man entnehmen kann, daß sie als Feinde alle Achtung verdienten. Während nun diese eine so große Niederlage erlitten, fielen von den Catalanen nur vierundvierzig Mann, Reiter und Fußvolk, dazu gab es viele Verwundete. Die Sieger kehrten mit einer Menge Reittiere und Vieh, sowie sonstiger Beute zurück nach Gallipolis. Den Tod ihres geliebten Cäsars hatten sie furchtbar gerächt.

Unterdessen waren die in Gallipolis Zurückgebliebenen nicht müßig gewesen, sondern hatten ebenfalls schwere Arbeit gehabt. Der Kaiser hatte nämlich Kunde erhalten, daß die Compagnie gegen die Alanen anrücke. Zufällig waren damals zu Konstantinopel achtzehn genuesische Galeeren, befehligt vom Hauptmann Antonio Spinola. Dieser machte dem Kaiser den Vorschlag, seinen jüngeren Sohn mit einer Tochter eines seiner Verwandten, Hopeciu Spinola, zu vermählen, dafür wolle er

die Franken in Romanien bekriegen. Der Kaiser willigte ein.

Darauf kam Antonio mit zwei Galeeren nach Gallipolis, um der catalanischen Compagnie namens der Republik Genua den Krieg anzukündigen. Er forderte die Catalanen auf, den Garten der Republik Genua zu verlassen; damit meinte er das griechische Reich, welches sie ihren Garten nannten. Wenn sich die Catalanen weigern sollten, so sei ihnen der Krieg im Namen der Republik Genua erklärt. Darauf antwortete ihm Muntaner:

„Wir nehmen die Fehdekündigung nicht an, denn wir wissen, daß die Republik Genua Freundin des Hauses Arago, Sicilien und Mallorca gewesen ist und noch ist; eine solche Kündigung kann also nicht stattfinden, noch brauchen wir sie anzunehmen.“

Hierauf ließ Muntaner seine Erklärung protokollieren, ein Gleiches that der Genuese mit der seinigen. Dieses Verfahren wurde gegenseitig noch zweimal wiederholt. Das zweite Mal sprach Muntaner zu Spinola:

„Ihr habt unrecht, bei eurer Erklärung zu bleiben, denn ich bin nach Romanien gekommen im Namen Gottes, und um den heiligen katholischen Glauben auszubreiten. Steht daher ab von eurer Erklärung. Dagegen ersuche ich Euch im Namen des heiligen Vaters, dessen Banner wir, wie Ihr seht, wider den Kaiser und seine Völker führen, welche Schismatiker sind und unsere Häupter und Brüder höchst verräterisch umge-

bracht haben, während wir gekommen sind, ihnen wider die Ungläubigen zu dienen — ich ersuche Euch also im Namen des heiligen Vaters und des Königs von Arago und Sicilien, daß Ihr uns beisteht in der Ausübung dieser Rache; wollt Ihr aber dies nicht, so schadet uns wenigstens nicht. Woferne Ihr jedoch eure Erklärung nicht zurücknehmt, so protestiere ich im Namen Gottes und des heiligen katholischen Glaubens, und das Blut, welches infolge eurer Kündigung fließen wird, möge über Euch und alle kommen, die unserer Sache nicht günstig uud förderlich sind; wir verwahren uns gegen alle Sünde und Schuld vor Gott und der Welt, welche sehen soll, daß wir gezwungen die Fehde und die Verteidigung führen."

Diese Erklärung wurde urkundlich niedergelegt. Spinola aber war nicht umzustimmen und zwar, weil er dem Kaiser zu verstehen gegeben hatte, sobald die Republik Genua den Catalanen Fehde angekündigt habe, würden diese nicht mehr wagen, in Romanien zu bleiben. Aber er kannte die Catalanen schlecht, denn sie hatten den felsenfesten Entschluß gefaßt, nicht zu weichen, ehe sie ihre Rache vollständig gesättigt hätten.

Spinola kehrte nach Konstantinopel zurück, berichtete dem Kaiser, was er gethan habe und fügte hinzu, er werde ihm bald das Kastell, sowie Ramon Muntaner mit seinen Begleitern in die Hände liefern.

Dann ließ er seine achtzehn Galeeren in See stechen nebst sieben anderen des Kaisers, deren

Admiral der Genuese Nandriol Murisch war; sie nahmen den kaiserlichen Prinzen mit und langten eines Abends vor Gallipolis mit einer Flotte von fünfundzwanzig Galeeren an. Noch an demselben Tage und die ganze Nacht setzten sie ihre Leitern und ihr Sturmzeug instand, um einen Angriff vorzubereiten, da sie wußten, daß die Compagnie weit entfernt und die in Gallipolis liegende Mannschaft nicht zahlreich sei.

Während die Genuesen sich zum Angriffe bereiteten, blieben auch die Catalanen nicht unthätig. Muntaner ließ sogar 2000 Weiber bewaffnen, verteilte sie auf die Mauern und ordnete ihnen die catalanischen Kaufleute, welche anwesend waren, als Befehlshaber bei. Sodann ließ er überall halbe Tonnen voll gemischten Wein aufstellen und hinlänglich Brot und Wurst, so daß jeder essen und trinken konnte nach Belieben, denn er dachte, daß vor der großen Menge der Angreifer keine Zeit sein werde, daheim zu essen. Ferner wurden alle mit Panzer bewaffnet, weil die Genuesen stets viele Geschosse bei sich führten und viele Geschosse abschnellten. „Denn das ist," sagte Muntaner, „ihre Gewohnheit, beständig zu schießen, und sie verbrauchen in einer Schlacht mehr Pfeile, als die Catalanen in zehn Schlachten." Nachdem alle gehörig mit Waffen versehen waren, wurden die Pförtchen des Unterwalles geöffnet. Die Feldscherer mußten sich bereit halten, um die Verwundeten augenblicklich zu verbinden, damit diese gleich in den Kampf zurückkehren könnten. Muntaner

selbst machte mit zwanzig Mann die Runde, um überall, wo es not that, zur Hand zu sein.

Mit Tagesanbruch landeten die feindlichen Galeeren. Muntaner ritt mit drei Begleitern hinaus und wehrte ihnen bis zur neunten Stunde das Landen. Endlich landeten aber doch in der Entfernung zehn Galeeren. Plötzlich stürzte Muntaners Pferd, welches durch einen Pfeilschuß getötet wurde. Während ihm nun sein Knappe das seinige überließ, wurde Muntaner selbst mit fünf Wunden bedeckt. So kehrte er in das Kastell zurück.

Kaum hatten die Genuesen wahrgenommen, daß Muntaner gefallen sei, da riefen sie:

„Der Hauptmann ist tot! Auf sie! Auf sie!“

Jetzt landeten sie alle zugleich. Die Genuesen hatten ihre Anordnungen sehr gut getroffen. Aus jeder Galeere kam eine Fahne mit der Hälfte der Bemannung; es war bestimmt, daß jeder der Kämpfenden, wenn er Hunger oder Durst bekäme oder verwundet sei, auf die Galeere zurückkehre; war es ein Schütze, so eilte ein anderer Schütze an seine Stelle, ein Lanzenknecht wurde von seinesgleichen ersetzt, dergestalt, daß die Zahl der Kämpfer nie verringert würde, weder des Essens wegen noch aus einem anderen Grunde, sondern immer vollzählig bliebe. So landeten sie in bester Ordnung und rückten zum Angriffe vor, jeder an der Stelle, wo er mit seiner Truppe angewiesen war.

Es war ein heftiger Angriff. Die Genuesen

schossen eine solche Menge Pfeile ab, daß man fast den Himmel nicht sehen konnte. Dieses Schießen dauerte mehrere Stunden, so daß das ganze Kastell voll Pfeile lag. Die draußen kämpften, erlitten sämtlich Verwundungen. Aber auch die Angegriffenen blieben nichts schuldig. Die Weiber fochten mit einer wahren Furie. Sie schleuderten Steine und Felsstücke von den Wällen herab, und eine Frau, die bereits fünf Pfeilwunden hatte, verteidigte sich noch immer, als sei ihr nichts geschehen.

So dauerte der Kampf bis zum Nachmittag.

Da rief Spinola, der Admiral, voll Zorn, seinen Leuten zu:

„O ihr Memmen! die drei elenden Kerle da drinnen trotzen euch allen!"

Zornentbrannt über den unerwarteten zähen Widerstand wählte er vierhundert der edelsten Streiter aus und stieg mit fünf Bannern an der Spitze aus den Galeeren.

Als Muntaner hiervon benachricht wurde, eilte er auf die Mauer und wartete, bis sie genügend nahe waren. Dann bestieg er sein Pferd und sechs geharnischte Reiter thaten dasselbe. Sobald sie gerüstet und fertig waren, ließ Muntaner hundert Mann kommen, die tapfersten, die es im Kastell gab, befahl ihnen, die Rüstung abzulegen, denn es war ein sehr heißer Julitag, und sich im Hemd und Hosen mit Schild und Lanze, Schwert und Dolch zu waffnen. Inzwischen hatten sich die Genuesen fast vollständig verschossen.

Jetzt rückte Antonio Spinola mit seiner aus-

erlesenen Mannschaft und den fünf Fahnen an der Spitze gegen das eiserne Thor des Kastells an. Nachdem sie bereits eine geraume Zeit gekämpft hatten und als man merkte, daß ihnen die Hitze und der Durst bereits sehr zusetzten, da befahl sich Ramon Muntaner Gott und der Jungfrau Maria, ließ das Thor öffnen, machte mit seinen sechs geharnischten Reitern und der leichten Schar einen Ausfall und stürzte gerade auf die Fahnen los, so daß gleich beim ersten Anpralle ihrer vier zu Boden sanken. Da die Genuesen den stürmischen Angriff gewahrten, wandten sie sich zu Roß und zu Fuß zur Flucht. Jetzt hatten die Catalanen gewonnen Spiel. Antonio Spinola selbst fiel im Kampf und zwar gerade an derselben Stelle, wo er Fehde angekündigt hatte und mit ihm alle die Edeln, welche unter seiner Führung die Galeere verlassen hatten. Mehr als 600 Genuesen blieben auf dem Platze. Die Catalanen eilten mit den Fliehenden die Treppen der Galeeren hinan, und hätten jene nur 400 Mann frischer Truppen gehabt, so wären mehr als vier Galeeren in ihre Hände gefallen. Aber da alle verwundet und erschöpft waren, so mußten sie von weiterer Ausnützung ihres Sieges absehen.

Noch bei der Einschiffung ertrank ein guter Teil der Genuesen im Meere. Plötzlich eilte ein Bote zu Muntaner und meldete ihm:

„Auf einem Hügel in der Nähe sind vierzig Mann vom Feinde zurückgeblieben.“

„Bei Gott!“ rief Muntaner, „die wollen wir auch haben.“

Sogleich begab er sich mit seinen Soldaten dahin. Die Genuesen wehrten sich mit Löwenmut. Ihr Anführer, eine wahre Hünengestalt, Antonio Bocanegro, feuerte sie unablässig zum Kampfe an. Dieser Bocanegro galt als der stärkste Mann Genuas. Alle seine Gefährten waren um ihn herum bereits gefallen. Er aber schlug mit seinem zweischneidigen Schwerte so wütend um sich, daß sich ihm keiner zu nähern wagte.

„Keiner töte ihn!“ rief Muntaner; dann sagte er zu dem Genueser:

„Schont eures Lebens und ergebt Euch.“

„Nein! Niemals!“ antwortete Bocanegro grimmig.

Da wandte sich Muntaner an einen seiner Knappen.

„Jayme! Sprenge mit deinem Roß gegen ihn an.“

Der Knappe gab seinem geharnischten Pferde die Sporen und sprengte gegen Bocanegro. Dieser stürzte zu Boden und war wehrlos. Nun hieben sie ihn in hundert Stücke.

Die Genuesen segelten nach ihrer Niederlage nach Genua, die Schiffe des Kaisers nach Konstantinopel. Beide hatten ihren Zweck verfehlt. Die Catalanen aber waren froh und guter Dinge.

Neuntes Kapitel.

Kaiser Andronicos hatte Ursache genug, seinen an den Catalanen begangenen Verrat zu bereuen. Eine Hiobsbotschaft nach der anderen erreichte sein Ohr. Auf die Nachricht von der Niederlage seiner Truppen folgte die nicht weniger schlimme Kunde, daß die Türken, welche von den Catalanen aus Anatolien hinausgetrieben worden waren, zurückgekehrt seien und sich alle griechischen Städte, Flecken und Schlösser unterworfen hätten; der Druck der Türkenherrschaft war schlimmer als zuvor. Auf der anderen Seite war ganz Romanien in den Händen der Catalanen; denn außer den Städten Konstantinopel, Adrianopel, Christopolis und Salonichi war kein Flecken und keine Stadt, die nicht von den „Franken" heimgesucht und geplündert wurden, die Kastelle auf den Bergen ausgenommen.

Eines Tages ließ sich bei Muntaner ein türkischer Anführer melden. Er hieß Ximelich.

„Was begehrst du von uns?“ fragte ihn Muntaner.

„Eure Freundschaft. Wir wollen mit Weib und Kind zu euch kommen und eure Brüder sein, wir wollen euch beistehen wider alle Völker der Welt und unsere Weiber und Kinder in eure Gewalt geben. In allen Dingen wollen wir euch untergeben sein und euch den fünften Teil von aller Beute überlassen.“

Muntaner beriet sich mit seinen Landsleuten über diesen unerwarteten Antrag, und diese beschlossen einstimmig, die Türken aufzunehmen.

„Ich danke dir,“ sagte Ximelich zu Muntaner, als dieser ihm den Beschluß eröffnete. „Ihr seid Christen, wir glauben an Mohammed; aber doch sollt Ihr nie ergebenere Leute haben, als wir sind.“

Noch an demselben Tage ritt Ximelich an der Spitze von 800 Reitern und 2000 Mann Fußvolk in Gallipolis ein. Und Muntaner hatte ihre Bundesgenossenschaft niemals zu bereuen. Sie waren ihm so ergeben, wie nur jemals Leute es gegen ihren Herrn sein konnten. Dabei waren sie tapfer und in allen kriegerischen Dingen tüchtig.

Dem Kaiser blieben nur noch 1000 türkische Reiter in seinem Sold. Es waren deren sonst 4000, aber in der ersten Schlacht töteten die Catalanen ihm an 3000, so daß ihm nur noch jene 1000 übrig blieben. Auch diese traten mit Weib und Kindern zu den Catalanen über, so daß in kurzer Zeit 1800 türkische Reiter im Solde der catalanischen

Compagnie kämpften. Niemals entstand ein Streit oder Zwist zwischen den beiden Nationalitäten. So oft die Türken und Turkomanen einen Streifzug unternahmen, schlossen sich die türkischen Reiter Muntaners an und teilten bei ihrer Ankunft die Beute redlich mit den Catalanen.

Aber wenn auch zwischen diesen und ihren türkischen Verbündeten Freundschaft herrschte, so blieb dennoch im catalanischen Lager die Uneinigkeit nicht aus, und zwar kam sie von einer Seite, woher man sie nicht vermutet hätte.

Man wird sich erinnern, daß Berengar d'Entenza, der Großherzog, von den Genuesen gefangen genommen wurde. Er wurde von seinem Herrn, dem König von Aragon, losgekauft und begab sich nach seiner Befreiung zum Papste und zum Könige von Frankreich, um Hilfe für die Compagnie zu erwirken. Er gab sich zwar alle mögliche Mühe, aber er erreichte nichts. Deshalb kehrte er nach seinem Vaterlande Catalonien zurück, verpfändete und verkaufte einen großen Teil seiner Güter und mietete sich in Barcelona ein Schiff, das er mit 500 tapferen Männern, sowohl Edelleuten wie anderen, bemannte, und fuhr mit ihnen nach Romanien.

Muntaner empfing ihn sehr ehrenvoll, da es Berengar zukam, Anführer und Oberster zu sein. Dagegen wollte ihn Rochafort nicht anerkennen, sondern behauptete, ihm gebühre der Rang eines Obersten. Das Ende war ein arger Zwist, bis es Muntaner gelang, sie wieder auszusöhnen.

Kaum war aber dies geschehen, so brach auf anderer Seite Mißhelligkeit los.

Es kam der Infant Fernando, Sohn des Königs von Mallorca, mit vier Galeeren nach Romanien. Ihn hatte König Friedrich von Sicilien unter der Bedingung gesendet, daß er die Führung der Compagnie übernehme und Städte und Ortschaften nicht anders, als im Namen des Königs von Sicilien in Besitz nehme; auch keine Gemahlin solle er sich in Romanien wählen ohne Erlaubnis des Königs. Von dieser Übereinkunft wußten nur Muntaner und Rochafort, sonst niemand.

Muntaner empfing den Infanten mit allen ihm gebührenden Ehren und übergab ihm die Kanzlei, welche er bisher geführt hatte. Muntaner traf auch Anordnungen, daß ihm die übrigen Führer persönlich huldigten, zu welchem Zwecke er Boten nach verschiedenen Gegenden aussandte, denn damals belagerte Berengar d'Entenza Magarix, 30 Meilen von Gallipolis entfernt, Rochafort die Stadt Nora, 60 Meilen weit von Gallipolis, und Ferdinand Eximenes befand sich in seinem Schlosse Medico, 24 Meilen weit entfernt. Während aber Entenza und Eximenes sogleich herbeikamen, um dem neuen Oberbefehlshaber ihre Huldigung darzubringen, sandte Rochafort die Meldung, daß er die Belagerung nicht aufheben könne; er bitte daher den Herrn Infanten, nach Nora zu kommen, die ganze Compagnie werde sich sehr freuen, ihn zu sehen.

Der Infant beriet sich mit den übrigen An-

führern, was er thun solle und sie rieten ihm, nach Nora zu gehen. Muntaner begleitete den Infanten, während Berengar d'Entenza und Eximenes, welche mit Rochafort nicht besonders gutstanden, einstweilen in Gallipolis zurückbleiben und erst später, wenn der Infant in Nora sei, nachkommen sollten.

Rochafort empfing den Infanten aufs ehrenvollste und schien sehr erfreut über dessen Ankunft.

Aber Rochafort änderte, im geheimen wenigstens, seine Haltung, als der Infant der Compagnie seine Bestallungsbriefe übergab. Rochafort sah sich in seinem Einflusse bedroht, denn wie die Dinge lagen war er der Befehlshaber des größten Teils der Catalanen und auch der Türken.

Der Infant bat Rochafort, zu dem er großes Zutrauen besaß, die Truppen zu versammeln, um so seinen Brief vom Könige von Sicilien zu übergeben, und Rochafort versprach auch, den folgenden Tag die Compagnie antreten zu lassen. In der Zwischenzeit aber versammelte er die Hauptleute und sprach zu ihnen:

„Ihr Herren! Der Herr Infant wünscht, daß ich morgen Versammlung halte, um euch die Briefe zu übergeben, die er vom Herrn Könige von Sicilien überbringt, und euch mündlich zu sagen, weshalb er hierher gekommen ist. Nun sage ich euch, und saget das auch euren Kameraden, daß sie wohl darauf achten: wenn er ausgeredet hat, so antworte keiner ein Wort, ich will für euch antworten, nämlich: Ihr hättet den Inhalt seines

Briefes und seiner schönen Worte vernommen; er möge nun in seine Wohnung gehen, wir wollten über das, was er uns vorgetragen hat, Rat halten."

Tags darauf erschien der Infant in der Versammlung, übergab seine Briefe und sprach viele und schöne Worte zur Compagnie. Sie antworteten ihm, wie es ihnen Rochafort angeraten hatte. Der Infant begab sich in seine Gemächer zurück und die Versammlung beriet an Ort und Stelle sogleich. Rochafort sprach:

„Ihr Herren, in dieser Sache müssen wir recht behutsam verfahren. Laßt uns fünfzig tüchtige Männer wählen, welche die Antwort erteilen."

Der Vorschlag fand allgemeine Billigung und die fünfzig wurden sofort gewählt. Aber Rochafort verstand die Abstimmung derselben so zu beeinflussen, indem er ihnen das Bedenkliche darstellte, den Infanten als obersten Befehlshaber anzuerkennen, daß sich die fünfzig gegen diesen entschieden. Aber nicht Rochafort selbst redete in der entscheidenden Versammlung gegen den Infanten, sondern zwei von den fünfzig hatten sich dafür gewinnen lassen. Und die ganze Versammlung rief: „Recht so! Recht so!" Und demgemäß wurde dem Infanten geantwortet. Dieser aber fühlte sich durch die Entscheidung vielmehr geschmeichelt als gekränkt, denn der schlaue Rochafort hatte den fünfzig Beratern gesagt, der Herr Infant sei zwar persönlich der

beste Mann der Welt, weil er aus dem Hause Aragon stamme, und ihm sei kein Ritter gleich. Man sollte ihn eigentlich vor allen anderen anerkennen, wenn es nicht wegen des Umstandes wäre, daß man ihn im Namen des Königs von Sicilien anerkennen müßte. Das aber müsse man um alles vermeiden. Weit besser sei es, wenn der Infant der Herr der Compagnie sei, als der König von Sicilien; denn da jener weder Land noch Reich besitze, werde er bei ihnen bleiben und es nicht machen, wie der letztere, der die Compagnie schmählich abgedankt und fortgeschickt habe, sobald der Friede geschlossen gewesen sei.

Durch diese schlaue Antwort glaubte sich also, wie bereits erwähnt, der Infant thatsächlich so geehrt, daß er äußerte, er werde nach Sicilien zurückgehen, wenn ihn die Compagnie nicht im Namen des Königs Friedrich anerkennen wolle.

Nach dieser Erklärung wollte er auch sogleich Abschied nehmen. Da baten ihn Rochafort und die ganze Compagnie, er möge sie nicht verlassen, als bis sie ins Königreich Salonichi gezogen seien; bis dahin wollten sie ihn als ihren Herrn anerkennen, dann möge er bei seinem Entschlusse bleiben, wie es ihm gefalle. Zugleich baten sie ihn, er möge durch seinen Einfluß den zwischen Rochafort und den übrigen Führern herrschenden Zwist abstellen. Und dazu zeigte er sich gern bereit.

Sieben Jahre hatten die Catalanen das Land Romanien innegehabt und dort innerhalb dieser

Zeit so gehaust, daß die ganze Umgegend von Gallipolis auf zehn Tagereisen weit vollständig verheert war und nichts mehr bot; ja, die ganze Bevölkerung war aufgerieben. Da nun nichts mehr zu holen war, mußten sie, von der Not gezwungen, aufbrechen; darüber waren alle einstimmig, Christen wie Türken. Dennoch aber fürchtete man, es möchte Streit entstehen, wenn niemand da wäre, welcher befehle und sein Ansehen geltend mache.

Endlich einigten sich auf Betreiben des Infanten alle dahin, gemeinschaftlich die Gegend zu verlassen; Muntaner sollte sich auf 24 Fahrzeugen mit allen Seeleuten, Weibern und Kindern einschiffen und zur See nach Christopolis sich begeben, einer Stadt am Eingange des Reiches Salonichi, nachdem er die Schlösser zu Gallipolis und Medico und alle Plätze, welche die Compagnie innegehabt habe, zerstört und verbrannt habe. Sogleich machte sich Muntaner an die Ausführung und segelte mit 36 Galeeren aus der Meerenge der Dardanellen ab.

Hierauf zogen auch der Infant und die übrigen hinweg. Rochafort sollte um einen Tag früher samt den Türken abziehen, und zwar so, daß den anderen Tag Berengar d'Entenza und Ximenes aufbrächen und die Marschkolonnen immer auf eine Tagereise weit voneinander entfernt waren. So zogen sie auch einige Tage in bestimmter Ordnung. Als sie aber noch zwei Tagereisen weit von Christopolis entfernt waren, fügte es der Teufel,

der nur Unheil anstiftet, daß die Schar Berengars der großen Hitze wegen früher aufbrach; Rochaforts Leute dagegen brachen später auf, weil sie in einer fruchtbaren und herrlichen Ebene gelagert waren, wo es namentlich Überfluß an Wein gab. Wegen der guten Herberge verspäteten sie sich beim Abzuge und die anderen kamen zu früh, weil sie früh aufgebrochen waren. So holte der Vortrab des Infanten den Nachzug Rochaforts ein. Als dies des letzteren Leute sahen, schrie einer aus ihnen:

„Zu den Waffen! zu den Waffen! Da kommen Berengars und Ximenes' Leute! Die haben nichts Gutes im Sinne und wollen uns überfallen!“

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dieses Gerücht von Mund zu Mund. Rochafort ließ seine Ritter sich waffnen und alle stellten sich in Bereitschaft, auch die Türken und Turkomanen. Der Lärm drang bis zum Infanten, Berengar d'Entenza und Ximenes. Sogleich stieg Berengar zu Pferde im bloßen Waffenrocke ohne Panzer, mit dem Schwerte umgürtet und einen Jagdspieß in der Hand und gab sich Mühe, die Seinigen aufzuhalten und zurückzuführen, obschon er die Ursache des Tumults nicht kannte. Während er sich nun redlich abmühte, die aufgeregten Leute zu beruhigen, kam in voller Rüstung Gilbert de Rochafort angesprengt; dies war ein jüngerer Bruder Berengar Rochaforts. An seiner Seite sprengte Delmar St. Martin, sein Oheim, ebenfalls auf

geharnischtem Rosse; beide sprengten auf Berengar los, in der Meinung, er treibe seine Leute an.

„Was soll dies bedeuten?“ rief ihnen Berengar d'Entenza zu.

Sie rannten aber mit ihren Lanzen auf ihn ein, und da er ohne Rüstung war, durchbohrten sie ihn, so daß er tot vom Pferde fiel.

Hierauf suchten sie die anderen und vornehmlich Ximenes. Auch dieser war auf den entstandenen Lärm ohne Rüstung herbeigeeilt und zur Beschwichtigung der aufgeregten Gemüter gekommen. Als er nun den Leichnam Berengar d'Entenzas sah, und wie die Leute Rochaforts mit den Turkomanen herandrangen und auf Ximenes' Leute einhieben, flüchtete er mit dreißig Reitern in ein Schloß, welches dem Kaiser gehörte. So waren sie gezwungen, sich zu ihrem Schutze in die Gewalt ihrer Feinde zu begeben. Die Verblendeten aber fuhren in dem Gemetzel fort, bis sie zu der Truppe des Infanten kamen. Dieser sprengte heran und hemmte soviel als möglich mit der Keule in der Hand. Sobald ihn Rochafort und seine Leute sahen, umringten sie ihn, daß ihm kein Leids geschehen könne. Erst das Erscheinen des Infanten beruhigte die Rasenden und sie ließen vom Einhauen ab, doch fielen von der Truppe d'Entenzas und Ximenes' an 150 Reiter und 500 Fußgänger. Wäre ein griechisches Heer in der Nähe gewesen, so hätte es die Compagnie ganz aufreiben können.

Der Infant vergoß Thränen über der Leiche

Berengars, die er mehrmals küßte. Das ganze Heer wurde in große Trauer versetzt. Der Infant aber machte den Verwandten des Ermordeten heftige Vorwürfe, die sie mit der Bemerkung abthaten, sie hätten Berengar nicht gekannt. Drei Tage blieb das Heer an derselben Stelle, wo der Mordanfall geschehen war, bestattete die Toten und setzte Berengar d'Entenza ein schönes Denkmal.

Als darauf der Infant erfuhr, daß Eximenes mit einigen Reitern und etlichen anderen Flüchtlingen sich im Schlosse des Kaisers befinde, so ließ er ihm sagen, er möge zurückkehren. Aber Eximenes antwortete, er könne nicht mehr nach seinem Willen handeln; nachdem er einmal im Schlosse sei, müsse er sich mit seiner ganzen Truppe dem Kaiser stellen.

Während des Ereignisses kamen die vier Galeeren des Infanten in die Gegend, wo das Heer sich befand. Bei ihrem Anblicke freute er sich sehr und hielt eine allgemeine Versammlung, in welcher er sie um ihre Absicht fragte, ob sie ihn im Namen des Königs von Sicilien anerkennen wollten, dann werde er bei ihnen bleiben, wo nicht, wolle er nicht bleiben. Rochafort, der seit dem Tode Berengar d'Entenzas und seit der Flucht des Eximenes bereits stolzer geworden war, ließ die Compagnie auf dem Vorsatze beharren, ihn durchaus nicht im Namen des Königs von Sicilien anzuerkennen, sondern nur in seinem eigenen. Nun nahm der

Infant Abschied von ihnen, und schiffte sich ein. Auf der Insel Taxos traf Muntaner mit dem Infanten zusammen, der ihm alles erzählte, worüber jener nicht wenig aufgebracht war. Der Infant bat Muntaner, ihn nicht zu verlassen und dieser gelobte es ihm gern, sobald er die unter seinem Befehle stehenden Leute mit der Compagnie vereinigt habe.

Hierauf segelte Muntaner ab. Eine Tagereise von Christopolis traf er auf die Compagnie. Es wurde den Leuten Muntaners freigestellt, ob sie zu Ferran Ximenes stoßen oder bei Rochafort ausharren wollten.

Muntaner nahm Abschied von seinen Truppen, deren Anhänglichkeit er sich in hohem Grade erworben hatte. Sie baten ihn, nicht von ihnen zu gehen. Insbesonders wollten ihn die Turkomanen nicht scheiden lassen, welche sogar Thränen vergossen. Sie pflegten ihn nie anders als „Cata", das ist Vater, zu nennen.

„Meine lieben Kinder," rief ihnen Muntaner zu, dem selbst Thränen in den Augen standen, „ich muß mich von euch trennen, doch ich thue es mit schwerem Herzen. Ihr seid mir stets so zugethan gewesen, daß ich euch aufrichtig liebgewonnen habe. Aber ich kann nicht bei euch bleiben, denn ich habe dem Infanten, meinem Herrn, versprochen, mit ihm zu gehen und mein Wort kann ich nicht brechen."

Nun nahm Muntaner Abschied und segelte auf einem bewaffneten Boote mit 70 Rudern und

zwei bewaffneten Barken nach Taxos ab, wo er mit dem Infanten zusammentraf.

Die Compagnie aber zog weiter bis in die Gegend von Salonichi, um auch diese Gegend auszusaugen, wie sie es mit Gallipolis, Konstantinopel und Adrianopel gethan hatte.

Zehntes Kapitel.

Ehe Muntaner von Taxos weiter reiste, kam eines Tages ein edler Genuese, Tici Jaqueria mit Namen, auf einem Boote mit achtzig Rudern zu ihm nach Gallipolis.

„Was begehrt Ihr von mir?“ fragte Muntaner.

„Hört, En Muntaner,“ versetzte der Genuese, „ich habe eine Bitte an Euch. Fünf Jahre lang hatte ich das Kastell Suylla für meinen Oheim, Benedette Jacqueria, inne. Nun ist er gestorben. Sein Bruder, dem jetzt das Kastell gehört, ist heuer mit vier Galeeren nach Suylla gekommen und hat Rechenschaft begehrt. Die gab ich ihm, aber wir konnten uns nicht verständigen. Nun hat er im Sinne, mit vier Galeeren wieder zu kommen, mich zu fangen und einen anderen Hauptmann ins Kastell zu setzen. Sein Sohn hat mir geschrieben, ich solle ihn durchaus nicht abwarten, denn falls er meiner habhaft werden könne, würde er mich nach Genua führen. Jetzt komme ich zu

Euch und biete Euch an, samt allen, die mit mir gekommen sind, Euch zu huldigen und eurer Compagnie anzugehören."

Muntaner wußte, daß der Genuese ein angesehener Mann sei und nahm ihn in die Liste der Compagnie auf. Alsdann machte Jacqueria Muntaner den Vorschlag, daß dieser eine Galeere, die er im Hafen hatte, ausrüsten und ihm zwei Boote und Mannschaften geben solle; er werde damit das Kastell erobern und dann einen ungeheuer großen Schatz erbeuten.

Muntaner nahm den Vorschlag an und übergab dem Genueser fünf Fahrzeuge, welche er unter den Befehl seines Vetters, Juan Muntaner, stellte. Den Tag nach dem Palmsonntag segelten sie von Gallipolis ab. In der Nacht des Ostersonntags langten sie vor dem Kastell Suylla an. In aller Frühe wurden die Leitern angelegt, welche ganz der Höhe der Mauern entsprachen. Ehe die Bewohner des Kastells noch eine Ahnung hatten, standen schon an achtzig Leuten auf der Mauer. Mittlerweile war es Tag geworden, und der Genuese schickte sich eben an, mit seiner Mannschaft die Thore zu nehmen, welche sie mit der Axt einschlugen. Als die drinnen es merkten, griffen sie zu den Waffen, die Catalanen aber hieben die Thore ein, während die auf den Wällen alle töteten, die sie in den Türmen trafen. Von der Besatzung fielen mehr als 150 Mann unter den Streichen der Angreifer.

Nach der Einnahme des Kastells warfen sich

die Sieger auf den von Griechen bewohnten Flecken, dessen Einwohner, etwa 3000, sich hauptsächlich mit Alaunbereitung beschäftigten. Der Ort wurde geplündert und verwüstet. Unermeßlich war die Beute, welche den Siegern in die Hände fiel. Für die Genuesen waren darunter besonders wertvoll einige Reliquien des Evangelisten St. Johannes, welche er dem Altar von Ephesus hinterlassen hatte. Als die Türken diese Stadt eingenommen hatten, raubten sie die Reliquien und verpfändeten sie hernach in Suylla für Weizen. Diese Reliquien waren: erstens ein Stück vom wahren Kreuze Christi, welches St. Johann mit eigener Hand von dem echten Kreuze genommen hatte, und zwar gerade an der Stelle, wo Christi edles Haupt gehangen hatte. Dieses Stück war sehr reich eingefaßt in Gold mit Edelsteinen von unermeßlichem Werte. Die zweite Reliquie war ein kostbares Hemd ohne Naht, welches die heilige Jungfrau Maria mit ihren eigenen Händen verfertigt und es St. Johann gegeben hatte. Die dritte Reliquie war das Evangelium des heiligen Johannes, die Apokalypse, welches er eigenhändig mit goldenen Buchstaben geschrieben hatte; der Einband war mit Edelsteinen reich besetzt. Diese Reliquien fielen also den Siegern in die Hände; sie wurden in der Weise verteilt, daß Muntaner den Kreuzpartikel, Jacqueria das Hemd und das Buch erhielt.

Nach diesem Siege begab sich der Genuese mit seiner Mannschaft nach der Insel Taxos, wo

er ein schönes Kastell nebst dem Flecken einnahm, um sich in ihm festzusetzen.

In diesem Kastell traf Muntaner seinen ehemaligen Waffengenossen, als er mit dem Infanten nach Taxos kam. Der Genuese nahm ihn äußerst freundlich auf, stellte ihm sofort das ganze Kastell zur Verfügung und bewirtete den Infanten und seine Begleiter drei Tage lang auf das freigebigste. Er selbst bot sich, seine Leute und sein ganzes Vermögen Muntaner zur Verfügung an. Dieser schickte ihm eine Anzahl Rüstungen, sowie eine bewaffnete Barke mit 24 Rudern und erlaubte vierzig seiner Leute, die Lust dazu hatten, in seinen Sold zu treten. Dann trennten sie sich voneinander.

Muntaner fuhr mit dem Infanten nach dem Hafen Almire, wo der letztere auf seiner Reise nach Romanien vier Mann zurückgelassen hatte, um Zwieback zu bereiten. Aber weder die Leute, noch der Zwieback war zu finden, denn die Einwohner der Insel hatten alles geplündert. Dafür rächten sich die Catalanen ihrerseits wieder, indem sie die Insel verheerten.

Auf der Weiterfahrt kamen sie zu der Insel Negroponte. Der Infant schlug vor, dort Halt zu machen und in der Stadt Negroponte einzukehren, Muntaner aber war entschieden dagegen.

„Aber die Einwohner," sprach der Infant, „haben mich auf meiner Hinreise so gastlich aufgenommen, daß ich nicht zweifle, sie werden uns jetzt wieder gastlich aufnehmen."

„Nun, Herr, wenn Ihr darauf besteht, so muß

ich wohl euren Willen befolgen," erwiderte Muntaner, „möge es uns nie reuen, einen Fuß nach Negroponte gesetzt zu haben."

In Negroponte trafen die Catalanen zehn venetianische Galeeren und ein bewaffnetes Boot, welche für den König von Frankreich zur Compagnie fuhren. Der Infant begehrte für sich und seine Truppe Sicherheit, und man gewährte sie ihm; den Infanten luden die Herren in Negroponte zu sich ein.

Zu seinem Unglücke nahm der Infant die Einladung an. Kaum war er gelandet, als die Venetianer die catalanischen Galeeren angriffen. Namentlich auf Muntaner hatten sie es abgesehen, von dem sie glaubten, er bringe ungeheure Schätze mit. Gleich beim ersten Angriffe töteten sie mehr als vierzig Mann, und wäre Muntaner zufällig im Geleite des Infanten gewesen, so hätte es ihn sicher das Leben gekostet. Dafür aber plünderten sie seine Galeere und raubten alles, was in ihre Hände fiel, und das war nicht wenig. Kaum war dies geschehen, so nahmen sie den Infanten selbst nebst zehn seiner vornehmsten Begleiter gefangen. Er wurde nach Athen gebracht, wo er im Kastell St. Omer gefangen gehalten wurde.

Auch Muntaners Los war kein günstiges. Die Bewohner von Negroponte gaben dem Monsieur Thibaut de Sipoys, der sich als Vertreter des französischen Königs bei den Genuesen befand, zu verstehen, man solle sich Muntaners bemäch-

tigen, denn er habe große Schätze von Leuten der Compagnie bei sich. Der Rat fiel auf einen guten Boden. Man schleppte ihn alsbald ans Land. Als ihn die Compagnie erblickte, küßte ihn Rochafort und die anderen alle, umarmten ihn und weinten über sein Los. Die Türken und Turkomanen kamen herbei, ihm die Hand zu küssen; sie weinten vor Freude, denn sie meinten, er wolle bei ihnen bleiben. Rochafort und die übrigen begleiteten ihn und führten ihn in das schönste Haus, welches ihm eingeräumt wurde. Die Türken aber sandten ihm zwanzig Pferde und eine beträchtliche Summe in Gold. Rochafort schickte ihm ein stattliches Roß, von allen Seiten seiner Begleiter und Waffenbrüder flossen ihm Geschenke zu, so daß er in drei Tagen eine beträchtliche Summe Geldes beisammen hatte.

Während dies geschah, ging mit Rochafort eine bemerkenswerte Veränderung vor sich. Seine unredliche Stellung, die er zu dem Infanten eingenommen hatte, trug bald für ihn nachteilige Früchte. Er hatte das Zutrauen des Hauses Sicilien und Aragon, ja von ganz Catalonien verscherzt; er wollte sich daher an König Karl von Frankreich anschließen. Zu diesem Zwecke verständigte er sich mit Thibaut, dem Vertreter des französischen Königs, und versprach ihm, seinem Herrn das Königreich Aragon zu verschaffen. Thibaut nahm Rochafort in Dienst, der sich alsbald bemühte, unbeschränkten Einfluß auf die Truppe zu gewinnen und jenen Thibauts lahm zu legen.

Rochafort ließ sich ein eigenes Siegel anfertigen mit einem Ritter darauf und einer goldenen Krone, und gedachte, sich zum Könige von Salonichi krönen zu lassen. In der That beherrschte er das Heer derart, daß Thibaut bald nichts mehr galt und nur der Diener Rochaforts zu sein schien. Dies betrübte denselben nicht wenig, denn er fühlte das Demütigende seines Verhältnisses. Rochafort aber kehrte immer mehr seine tyrannische Natur heraus. Sobald einer vom Heere starb, eignete er sich dessen ganzes Vermögen an, kurz, er nahm sich jegliche Freiheit, mochte sie auch noch so unedel sein. Da vereinigten sich die Hauptleute und berieten, was sie thun sollten.

„Wir können diese Tyrannei nicht länger mehr ertragen," redete Manfred Garino, der älteste von ihnen. „Unsere Ehre, unser Recht, unsere Sicherheit — alles leidet unter der Rücksichtslosigkeit Rochaforts."

„Thibaut muß uns helfen, denn länger können wir das Verhalten Rochaforts nicht dulden," bemerkte ein anderer.

Dieser Vorschlag fand Beifall und alsbald begaben sie sich zu Thibaut.

„Herr," sagte der älteste, „gebt uns Rat, wie wir uns gegen En Rochafort verhalten sollen, oder helft uns in unserer Not. Wir können seine Härte nicht länger ertragen."

Thibaut zuckte mitleidig die Achseln.

„Ich kann euch keinen Rat erteilen, denn Rochafort ist euer Herr. Überlegt wohl und reif-

lich, was in dieser Sache zu machen ist; auch ich will darüber nachdenken, was zu thun ist."

Indem Thibaut diesen Rat erteilte, wurde er von dem Glauben geleitet, daß die Hauptleute ihn nur hintergehen und verraten wollten. Doch begab er sich zu Rochafort und machte ihm Vorstellungen; aber dieser empfing ihn nicht freundlich und zeigte sich sehr ungehalten über diesen Schritt des Franzosen.

Thibaut hatte seinen Sohn nach Venedig geschickt, um sechs Galeeren auszurüsten, auf welche er wartete. Es dauerte nicht lange, so kam der junge Thibaut mit den unter seinem Befehle stehenden Fahrzeugen. Jetzt fühlte sich Thibaut sicherer und ließ insgeheim die Hauptleute zu sich bescheiden, um mit ihnen zu beraten, was in betreff Rochaforts zu thun sei. Sie erwiderten ihm, es sei das Beste, er veranstalte eine allgemeine Versammlung, in welchem man Rochafort seine Handlungen vorhalten und sich seiner bemächtigen solle.

Des anderen Tages wurde eine Versammlung einberufen. Rochafort erschien und bald regnete es die heftigsten Vorwürfe von seiten seiner Gegner nieder. Sie stürzten sich auf ihn und ergriffen ihn; sodann eilten sie in sein Haus und leerten seine Kasse, wo sie einen ungemein reichen Schatz fanden — alles wurde geplündert.

Thibaut hatte Rochafort und dessen Bruder Nesbert nicht sobald in seinen Händen, so schiffte er sich im stillen mit allen seinen Leuten ein, nahm die beiden mit sich und fuhr davon, ohne

von der Compagnie, noch von sonst jemand Abschied genommen zu haben. Man kann sich unschwer denken, welcher Zorn und welche Aufregung sich der Compagnie bemächtigte, als sie des anderen Morgens das Verschwinden Thibauts und Rochaforts entdeckte. Jetzt bereuten sie ihr Vorgehen gegen den letzteren, es entstand ein Tumult, die Leute griffen zu den Waffen und töteten im Zorne die vierzehn Hauptleute, welche jenes Vorgehen beschlossen hatten. Hierauf wählten sie andere Vorgesetzte, zwei Reiter, einen Adaliden und einen Almugaten oder Anführer der Almugavaren, als einstweilige Befehlshaber.

Thibaut fuhr nach Neapel, wo er seine beiden Gefangenen dem Könige Robert auslieferte. Dieser haßte Rochafort und dessen Bruder fürchterlich, weil jene ihm die Schlösser in Castella in Calabrien nicht hatten übergeben wollen. Robert gab Befehl, die Gefangenen ins Schloß Aversa zu werfen, wo sie in einem Verließe gefangen gehalten wurden. Niemand brachte ihnen Speise und Trank — sie mußten eines elenden Hungertodes sterben.

Sehen wir uns wieder nach Muntaner und den Infanten um!

Sie fuhren nach Negroponte und als sie dort ankamen, wurde von seiten der Oberbefehlshaber der Befehl erlassen, daß ein jeder bei Strafe an Leib und Leben Muntaner zurückgäbe, was man ihm genommen habe. Aber es war umsonst — Muntaner erhielt keinen Pfennig mehr.

Von Negroponte aus besuchte Muntaner den gefangenen Infanten, bei dem er zwei Tage verweilte und von dem er sich nur mit Schmerzen trennen konnte. Die Gefangenschaft desselben dauerte noch ein Jahr; dann wurde er in Freiheit gesetzt.

Muntaner erreichte nach einer glücklichen Fahrt Messina, wo er sich sogleich zu dem Könige begab und ihm Bericht erstattete von dem Schicksale des Infanten.

Welches Schicksal aber hatte nach dem Abgange Muntaners die berühmte Compagnie?

Um jene Zeit geschah es, daß der Herzog von Athen starb und weder Sohn noch Tochter hinterließ; also fiel das Herzogtum an seinen Vetter, den Grafen von Brienne. Dieser hatte in seiner Jugend lange Zeit in Sicilien im Schlosse Gosta gelebt, wohin ihn sein Vater als Geisel gegeben hatte, als er gefangen war; daher kam es, daß die Catalanen ihn liebten, denn er sprach catalanisch. Als er Herzog wurde, bekriegten ihn verschiedene Gegner, die ihm viel zu schaffen machten. Da schickte er zu der catalanischen Compagnie und versprach ihr reichlichen Sold, wenn sie ihm zu Diensten wäre. Die Catalanen willigten ein und zogen ins Herzogtum Athen.

Der Graf von Brienne nahm sie sehr wohl auf und zahlte ihnen gleich zweimonatlichen Sold. Nun rückten sie aus wider die Feinde des Grafen, und in kurzer Zeit hatten sie das ganze Grenzland gesäubert. Der Graf erhielt mehr als dreißig

Kastelle wieder zurück und schloß einen ebenso ehrenvollen als günstigen Vertrag mit seinen Feinden. Als er aber sah, daß er Frieden hatte mit seinen Gegnern, sann er darauf, wie er die ganze Compagnie vernichten könne. Zu diesem Zwecke wählte er 200 der besten Reiter aus derselben, sowie etwa 300 Fußgänger, machte sie zu seiner Leibwache, zahlte sie aus und gab ihnen Güter und Besitzungen. Nachdem er sich ihrer wohl versichert hatte, befahl er den übrigen, sein Land zu räumen. Sie erwiderten, man möge ihnen nur den verdienten Sold auszahlen, dann wollten sie schon gehen. Nun drohte er mit Gewalt. Inzwischen hatte er nach und nach aus Frankreich und aus Morea an 700 französische Reiter kommen lassen. Dazu sammelte er an 1400 Mann griechisches Fußvolk aus dem Herzogtum. Nun rückte er in Schlachtordnung gegen die Compagnie an. Als diese es erfuhr, zog sie mit Weib und Kind in eine schöne Ebene bei Athen. Dort war ein Sumpf, der diente ihnen zum Schutze. Als aber die 200 catalanischen Reiter und die 300 Fußgänger sahen, was vor ihren Augen vorging, traten sie allesamt zum Grafen und sprachen:

„Herr, da sind unsere Brüder, die Ihr, wie wir sehen, vernichten wollt; das ist nicht recht, das ist ein großer Frevel; darum erklären wir Euch, daß wir zu ihnen hin und mit ihnen sterben wollen, und so kündigen wir Euch Fehde an und sagen uns los von Euch."

Der Graf erwiderte, sie möchten nur zum

Henker gehen, es wäre ihm ganz recht, daß sie mit den anderen stürben.

„Nun, dann sterben wir mit unseren Kameraden," versetzten sie einmütig.

In Masse gingen sie alsdann zur Compagnie über und stellten sich sofort in Schlachtordnung. Nur die Türken und Turkomanen zogen sich an einer besonderen Stelle zusammen, und wollten mit der Compagnie nicht gemeinschaftliche Sache machen, da sie vermuteten, es sei von beiden Teilen abgeredet, sie zu verderben, darum wollten sie zusammengeschart zusehen.

Der Graf rückte mit 200 französischen Rittern, alle mit goldenen Sporen, und vielen einheimischen Rittern und dem Fußvolk in Schlachtordnung gegen die Compagnie an. Er selbst sprengte bei seinem Banner im Vortrab vor und begann den Angriff — die Compagnie zog ihm entgegen.

„Arago! Arago!" schrieen die Catalanen mit furchtbarer Stimme.

Vor dem Schlachtrufe der Almugavaren scheuten die Pferde des Grafen, wandten sich gegen den Morast und so versank der Graf mit seinem Banner und dem ganzen Vortrab.

„Allah il Allah!" schrieen jetzt die Türken und sprengten wie der Sturmwind heran, um ihre krummen Säbel sausen zu lassen.

Es war ein fürchterlicher Kampf, aber er endete mit der gänzlichen Niederlage der 700 Reiter; nur zwei entkamen, Messer Bonifacio de Verona, dem der dritte Teil von Negroponte

gehörte und der ein sehr wackerer Mann war, welcher die catalanische Compagnie liebte; der andere war Roger d'Eslaur, ein Ritter aus Roussillon, welcher oft als Botschafter mit der Compagnie verkehrt hatte. Auch alle einheimischen Reiter fielen und vom Fußvolk mehr als 2000. Also behauptete die Compagnie den Platz und gewann den Sieg und damit das Herzogtum Athen.

Nach dieser entscheidenden Waffenthat trat Roger d'Eslaur an die Spitze der Compagnie, welche die Stadt Athen, alle Flecken und Kastelle des Herzogtums unter sich teilte.

Elftes Kapitel.

Als die Türken sahen, daß die Compagnie das Gebiet des Herzogtums Athen nicht mehr verließ, dachten sie daran, abzuziehen.

„Aber ihr werdet uns doch nicht verlassen, Brüder?“ sagten die Catalanen zu ihren Waffenbrüdern.

Darauf Ximelich, ihr Hauptmann:

„Ihr habt jetzt viel Beute gemacht und einen festen Sitz erworben. Ihr bedürft unser nicht mehr. Auch wir sind reich geworden und wollen nun heim zu unseren Brüdern in Anatolien.“

Die Catalanen boten ihnen einige Ortschaften an, wenn sie bei ihnen verblieben, aber die Türken ließen sich nun nicht mehr halten. Und eines Tages brachen sie auf und zogen davon, nachdem sie noch in Frieden und Freundschaft von der Compagnie geschieden waren und sich gegenseitig Hilfe im Notfalle angeboten hatten. Glücklich erreichten sie nach einigen Tagen Gallipolis, wobei sie alles versengten und verbrannten, denn sie hatten keinen

Widerstand zu befürchten, so übel hatten die Catalanen das Reich zugerichtet. Als die Türken an das Gestade der Dardanellen kamen, lagen eben vier genuesische Galeeren vor Anker. Diese boten sich ihnen an, sie über die Meerenge zu setzen. Sie einigten sich bald über die Bedingungen und die Genuesen schwuren auf die heiligen Evangelien, sie sicher und wohlbehalten über die Meerenge zu bringen. Nun fuhren sie einen Transport niederen Volkes hinüber. Als die Vornehmeren sahen, daß die Fahrt glücklich von statten ging, stiegen sie auch ein. Kaum waren sie eingetreten, als ihnen die Genuesen die Waffen abforderten, denn es gehörte zu den Bedingungen, daß die Türken den Genuesen ihre Waffen abliefern müßten und daß diese alle in eine Galeere gebracht werden sollten.

Kaum stießen die Schiffe ab, so ertönte ein eigentümliches Zeichen von dem ersten Schiffe herüber. In demselben Augenblicke warfen sich die wortbrüchigen genuesischen Seeleute mit den Waffen in der Hand auf die wehrlosen Türken:

„Haut sie alle nieder!“ schrieen sie. „Nun haben wir euch, ihr mohammedanischen Hunde. Jetzt ist die Zeit der Abrechnung da. Lebendig sollt ihr nicht mehr ans Land kommen.“

Vergebens baten die Türken um Gnade und Schonung. Ihre Jammerrufe verhallten ungehört. Etwa die Hälfte von ihnen fiel unter den Schwertern und Messern der Genuesen, die anderen ergaben sich ohne den geringsten Widerstand. Sie

wurden gefesselt und als Sklaven nach Genua, Neapel und andere Städte Italiens verkauft. Auch von denen, welche bei Gallipolis zurückblieben, entkam kein einziger, denn der Kaiser schickte zu ihrer Vernichtung zahlreiche Truppen aus. Nur diejenigen entgingen dem Verderben, welche gleich anfangs übergesetzt worden waren.

Große Trauer, aber auch heftige Erbitterung bemächtigte sich der Compagnie, als sie vernahm, welches schlimme Los ihre tapferen Waffengenossen ereilt hatte.

Die Catalanen im Herzogtume Athen hatten nun zwar feste Wohnsitze und waren Herren des Landes, aber es fehlte ihnen ein Haupt, welches sie in Ordnung gehalten hätte. Sie sandten also Botschafter an den Hof des Königs von Sicilien und ließen ihm sagen:

„Herr, schicke uns einen deiner Söhne, so wollen wir ihm huldigen und ihm alle Gewalt anvertrauen.“

Der König beschloß, ihnen seinen zweiten Sohn, den Infanten Manfred, zu senden; aber dieser war noch zu klein, weshalb er anstatt desselben einen Ritter sandte, dem sie in seinem Namen huldigen sollten. Die Botschafter willigten ein und schwuren im Namen der Compagnie dem Infanten Manfred als ihrem Herrn. Der König übersandte ihnen einen Ritter, Berengar Estanyol, um den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen.

Mit fünf Galeeren fuhren sie ab. Sie wurden mit Jubel aufgenommen. Berengar Estanyol

beherrschte sie lange Zeit sehr wohl und sehr weise, denn er war ein sehr verständiger Ritter. Er verrichtete viele vortreffliche Waffenthaten an der Spitze der Compagnie, und war gegen die Feinde derselben im Kampfe immer sehr glücklich. Er wußte es so einzurichten, daß die Compagnie stets mit dem einen Gegner kriegte, während sie mit dem anderen Frieden geschlossen hatte. Wenn sie dann die Gegend hinlänglich verheert hatte, schloß sie Frieden und bekriegte einen anderen Feind; denn ohne Krieg und Kampf konnten die Catalanen nicht leben, es war ihnen ein Element wie dem Fische das Wasser.

Als Berengar Estanyol mit Tod abgegangen war, schickten die Catalanen zum Herrn König und baten sich einen Verweser aus. Da ließ dieser aus Catalonien seinen Sohn Alfonso kommen, der am Hofe des Königs von Aragon aufs vortrefflichste erzogen worden war; dieser brachte aus Catalonien eine Schar Ritter und Rittersöhne, sowie anderes Kriegsvolk. Alfonso war ein großer, schöner Jüngling und die Compagnie war nicht wenig erfreut, als sie ihn an ihrer Spitze sah. Da bald darauf der Infant Manfred mit Tod abging, so blieb Alfonso bei der Compagnie als Haupt und Oberst. Kurze Zeit hernach vermählte er sich mit der Tochter eines vornehmen Mannes, des schon erwähnten Bonifacio de Verona, welcher den dritten Teil von Negroponte besaß; diesen Besitz brachte das Fräulein dem Infanten als Morgengabe zu.

Wir nehmen hier Abschied von den ferneren

Schicksalen der catalanischen Compagnie und wenden uns wieder Ramon Muntaner zu.

Dieser wackere Mann kam im Jahre 1309 nach neunjähriger Abwesenheit in Romanien nach Sicilien, wo ihn der König aufs leutseligste empfing.

Muntaner war kaum einen Tag am Hofe des Königs, als er vor diesen hintrat und ihn bat, ihn nach Catalonien, seinem Heimatland, ziehen zu lassen, damit er sich dort verehelichen könne. Da antwortete ihm König Friedrich:

„Recht gern wollte ich Euch ziehen lassen, Muntaner; aber ich habe noch ein Anliegen, das ich Euch vortragen muß, ehe ich Euch den erbetenen Urlaub erteile.“

„Nun, Herr König, welchen Wunsch kann ich Euch erfüllen?“ redete Muntaner.

Da hob Friedrich an:

„Es sind schlimme Nachrichten bei mir eingetroffen. Die Insel Gerba ist verloren, nachdem uns ihr Besitz bereits so viel Blut und Geld gekostet hat. Es geht mir sehr zu Herzen, daß wir uns nicht rächen konnten. Nun aber ist's mir in den Sinn gekommen, daß es in unserem ganzen Reiche keinen Menschen giebt, der mit Gottes Beistand so geschickt wäre, uns zu helfen wie Ihr, und zwar aus vielen Gründen. Erstens habt Ihr in den Kriegen, die Ihr mitgemacht habt, mehr gesehen und gehört, wie irgend ein anderer Mann in diesem Lande; zweitens, habt Ihr lange Zeit Kriegsvolk angeführt und wißt es zu behandeln; ferner versteht Ihr Saracenisch, so daß Ihr ohne

Dolmetscher mit den Kundschaftern verkehren könnt; außerdem habt Ihr noch viele andere Vorzüge. Darum wünschen wir und bitten wir Euch dringend, daß Ihr als Befehlshaber nach der Insel Gerba abgehen mögt. Ich verspreche Euch, wenn Gott Euch verleihet, diesen Krieg mit Ehren zu beendigen, so will ich Euch weit ruhmvoller als jetzt nach Catalonien gehen lassen, eure Ehe zu vollziehen. Ich beschwöre Euch, mir diese Bitte nicht abzuschlagen."

Als Muntaner sah, daß der König so großes Vertrauen in ihn setze, bekreuzte er sich, kniete vor ihm nieder und dankte ihm vielmals für das Gute, das er von ihm gesprochen hatte, sowie für das Zutrauen, welches er zu ihm hege.

„Gern will ich Euch zu Diensten sein, Herr König," sagte Muntaner, „und Gott gebe, daß ich Gerba in euren Besitz zurückführe."

Sogleich erließ Friedrich die nötigen Anordnungen zur Expedition nach Gerba (Dscherba).

Dieses an der nordafrikanischen Küste gelegene Eiland hatte früher ein berühmter aragonesischer Admiral, Roger de Lauria, zum Lehen besessen; aber nach seinem Tode war sie von den Eingeborenen seinem Sohne entrissen worden, weshalb sie auch für Sicilien verloren ging.

Der Tag für Muntaners Abfahrt nach Gerba war herangerückt; er hatte eine Menge italienischen Schiffvolks und Soldleute geworben. Die Einschiffung sollte in Messina erfolgen. Als Muntaner dort ankam, begaben sich die angeworbenen Leute zu ihm.

„Herr," riefen sie ihm zu, „nehmt euer Handgeld zurück, denn wir wollen nicht nach Gerba gehen. Dort lauert der Tod auf uns."

Auch die Weiber kamen und bestürmten ihn mit Thränen in den Augen, er möge doch das Geld wieder nehmen, denn, so jammerten sie, wir haben schon Vater, Brüder und Gatten verloren!

Was wollte Muntaner thun? Er sah sich gezwungen, sein Geld zu nehmen und Catalanen anzuwerben.

Endlich hatte er die nötige Zahl Leute beisammen und die Abfahrt konnte erfolgen. Glücklich langten die Schiffe zu Gerba an. Als sie beim Kastell ankamen, lagen etwa vierhundert maurische Reiter des Königs von Tunis und eine Menge maurisches Fußvolk als Belagerer davor.

Muntaner hielt seinen Einzug in die Feste. Hier waren die Zustände mindestens so schlimm, wie draußen. Uneinigkeit herrschte unter den Rittern wie unter der Besatzung.

Das erste, was Muntaner that, war, daß er sich huldigen ließ. Dann stellte er teils durch Güte, teils durch Strenge Frieden her und traf solche Maßregeln, daß inskünftig weder Streit noch Zwist entstehen konnte.

Mittlerweile langten drei Frachtschiffe aus Sicilien an, welche Korn und Lebensmittel nach Gerba brachten, wo damals eine arge Hungersnot wütete. Hierauf lud Muntaner die Ältesten

des Hauses Ben Simeon zu sich und forderte sie im Namen des Königs von Sicilien auf, ihm zu huldigen.

Man muß nämlich wissen, daß sich auf Gerba damals zwei eingeborene Parteien befehdeten, die eine hieß Miscona, die andere Moabia. Nach heftigem Kampfe hatte jene den Sieg davongetragen, während letztere unterlag. Das Haupt der Misconapartei war ein gewisser Alef, welcher einen sehr nachteiligen Einfluß auf dieselbe ausübte.

Die Ältesten der Moabiapartei erschienen vor Muntaner, die der Gegenpartei aber, welche ebenfalls geladen waren, zogen es vor, wegzubleiben. Nach dieser Vorladung kündigte Muntaner den Misconas Fehde an und schickte zweihundert alarabische Reiter hinaus, lauter tüchtige Leute, Freunde des Hauses und der Partei Simeon.

Täglich fielen Streifzüge vor, bei welchen die aufständische Partei fast stets den kürzeren zog. Schließlich wurden die Miscona in einen Winkel der Insel gedrängt, wo sie dergestalt an Hunger litten, daß sie von Palmsägespänen Brot buken.

Eines Tages erklärte Alef seinen Anhängern, er wolle die Insel verlassen, um Beistand zu holen. Er reiste auch ab und nach Tunis, wo er den Alarabern sagte, es wäre ein Leichtes, die sicilianische Besatzung zu fangen, wenn sie nur kommen wollten. Wirklich gewann Alef an 8000 Reiter, welche eines Tages an der Meerenge erschienen,

wo zwei bewaffnete Boote und vier Barken unter dem Befehle Ramon Godas und Berengars d'Espinals lagen.

Es war mitten in der Nacht. Am Himmel blinkten im herrlichsten Glanze die Gestirne. Man hörte die Meereswogen an den Gestaden plätschern und der Schaum ihrer Wellen bespritzte die Felsen des Ufers.

In einen Mantel gehüllt, stand unfern dem von Muntaner aufgestellten Boote ein Wachposten. Bald sah er hinaus auf die glatte Meeresfläche, auf welche der Mond sein Licht ergoß, bald blickte er hinüber zum Kastell, wo ein Schimmer ihm verkündete, daß man dort ebenfalls auf der Wache sei, denn man hatte erfahren, daß die feindlichen Alaraber einen Angriff planten.

Auf einmal blieb der Posten stehen und lauschte. Es war ihm, als habe er ein Geräusch gehört, als wie von plätschernden Ruderschlägen. Er richtete seinen Blick auf die Meerenge hin, da schwammen als wie mit einem Zauberschlage aus dem Grunde der See heraufgestiegen, vierzehn große Barken gegen das Ufer heran. Der Posten machte Lärm, und sofort stürzte aus den Beobachtungsbooten die übrige Wachmannschaft herbei.

„Wir werden angegriffen! Verteidigt euch tapfer!" rief Ramon Goda.

Wie vom Winde getragen, so schnell näherten sich die feindlichen Boote dem Gestade. Als die Anführer am Ufer aber sahen, daß sie es mit

einer weit überlegenen Macht zu thun hatten, gaben sie den Befehl zum geordneten Rückzuge. Statt dessen befiel ein panischer Schrecken die kleine Truppe und sie floh landeinwärts gegen das Kastell zu.

Die Alaraber, welche von Selim Ben Margan und Jacub Ben Atia geführt wurden, landeten ohne den geringsten Verlust, und als der Tag anbrach, standen 8000 feindliche Reiter zum Angriffe bereit. Dennoch aber zögerten sie noch einen vollen Tag, denn sie wollten erst abwarten, was Muntaner thun würde.

Muntaner geriet in heftigen Zorn, als er seine Leute fliehend ins Kastell kommen sah. Den beiden Anführern rief er ergrimmt zu:

„Ihr feigen Memmen, ich denke, das hänfene Halsband wird euch nicht übel stehen!"

Und es fehlte nicht viel, so hätte er die beiden aufhängen lassen. Nur den Bitten eines tapferen Ritters, Simon de Vayllguarnera, gelang es, ihn zu besänftigen. Diesem Ritter übertrug Muntaner alsdann den Oberbefehl über das Kastell; er selbst bestieg ein Boot mit achtzig Rudern, nahm Bewaffnete mit und schiffte sich ein. Als Margan und die übrigen die Herankunft Muntaners bemerkten, befiel sie Zaghaftigkeit.

„Wie erginge es uns, wenn wir jetzt auf der Insel wären? Da würden wir sicher alle gefangen," äußerten sie zu Alef. Dieser aber munterte sie auf und versprach ihnen, Muntaner zu

schlagen, damit sie ungehindert das Kastell angreifen könnten.

Alef rüstete zwanzig Barken aus und griff Muntaner sofort an. Dieser stellte die anderen Fahrzeuge alle hinter sein Boot. Als sie herankamen und ihm nahe waren, fuhr er mitten auf sie los und versenkte durch den gewaltigen Anstoß auf der Stelle sieben Barken; hierauf griff er die übrigen auf beiden Seiten an, so daß sie flohen und auf den Sand getrieben wurden. Nur vier der feindlichen Schiffe entkamen; Alef floh aufs Land, nämlich auf die Insel Gerba, wo seine Anhänger sich befanden, denn aufs feste Land, wo die Alaraber waren, getraute er sich nicht, sie hätten ihn sonst in tausend Stücke zerhauen. An diesem Tage fielen mehr als 200 Mauren und 17 Barken fielen in die Gewalt der Christen.

Von dieser Stunde an war die Insel so gut wie erobert, denn die Feinde hatten allen Mut eingebüßt.

Als Selim Margan und Jacub Ben Atia dies sahen, erhoben sie die Hände zum Himmel und dankten Gott, daß sie nicht hinübergekommen waren. Sie ließen einen Mann hinüberschwimmen, um Muntaner zu sagen, sie wünschten mit ihm zu unterhandeln; er möchte entweder auf ihr Wort zu ihnen ans Land kommen oder sie kämen zu ihm auf sein Boot.

Muntaner ging zu ihnen ans Land; sie erwiesen ihm große Ehre und machten ihm Geschenke.

„Wir bitten dich," begann Selim Margan, „gestatte 100 Reitern, die bei Alef sind, zu uns herüberzukommen; es sind Verwandte von mir oder von Jacub Ben Atia. Wir bieten dir 5000 Unzen Gold dafür."

Muntaner machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ich würde euch nur damit verstärken," versetzte er, „und mir selbst schaden. Auf diese Bitte vermag ich nicht einzugehen."

Aber Margan ließ nicht nach und endlich willigte Muntaner ein.

„Aber vergeßt nicht, es ist ein Gefallen den ich Euch damit erweisen will; und ich hoffe, daß ihr mir dafür erkenntlich sein werdet. Ich will auf meinen eigenen Barken die Leute herüber fahren lassen."

Margan und die übrigen dankten Muntaner wärmstens für seine Güte.

Kaum aber war den Alarabern ihre Bitte erfüllt worden, da erschienen noch andere Häuptlinge.

„Herr," rief der eine, „ich habe zehn Verwandte drüben, lasse sie herüber!"

„Ich habe zwanzig," rief ein anderer.

Wieder einer sprach, er habe ebenfalls viele Verwandte unter den alarabischen Reitern im Dienste Alefs, und bat um ihre Freilassung.

„Nein," entschied Muntaner, „diese Bitten kann ich nicht erfüllen. Ich gebe sonst meinen ganzen Vorteil aus den Händen."

Da fielen sie ihm zu Füßen, erfaßten seine Hände und küßten sie, dabei ohne Unterlaß ihre Bitte wiederholend.

Nun wurde Muntaner weich.

„Es sei denn,“ sagte er, „aber unter der Bedingung, daß weder Ihr selbst noch die Eurigen jemals aus irgend welchem Grunde wider mich kämpfen wollt.“

„Wir geloben es dir eidlich und urkundlich,“ versprachen sie. „Wir geloben auch dir, gegen jedermann beizustehen, der dich angreift.“

Sogleich zeigten sich Selim Ben Margan, Jacub Ben Atia und andere Häupter bereit, ihm zu huldigen.

Hierauf erfolgte der freie Abzug von 400 Reitern der Misconapartei.

Muntaner hielt jetzt seine Sache für gewonnen. In der That schickten Alef und seine Anhänger zu ihm und boten ihm Unterwerfung an.

„Ich nehme eure Bedingungen nicht an,“ erklärte Muntaner. „Ihr habt so viel Unheil über die Insel gebracht, daß ich den Frieden von dem Willen des Königs abhängig mache.“

Diesem Ausspruche gemäß sandte Muntaner einen Boten nach Messina, um den Willen desselben einzuholen, und ihm zu sagen, jetzt wäre es Zeit, die Feinde mit einem Schlage zu vernichten; er brauche nur zu wollen.

Der Bote kehrte von Messina zurück mit dem Befehle des Königs, keine Gnade zu üben, denn das wäre ein Schande, den Ungehorsam Alefs

ungestraft zu lassen. Zugleich sandte der König 20 Galeeren, welche unter dem Befehle eines tapferen Ritters, Coral Llanza, 200 geharnischte Reiter und 2000 Mann Fußvolk landeten. Muntaner aber erhielt den Befehl, unter keiner Bedingung die Unterwerfung anzunehmen. Sollten sie jedoch beinahe vor Hunger umkommen, so solle Muntaner sie, als geschähe es ohne sein Wissen, durch die mit ihm verbündeten Sarazenen mit Lebensmitteln unterstützen. Der König befahl dies aus dem Grunde, damit keiner, vom Hunger getrieben, bei Nacht durchzuschwimmen versuche.

Muntaner entließ hierauf die in seinem Solde stehenden Alaraber und zwar aus dem Grunde, um die Misconas desto sicherer zu machen.

Wenige Tage darauf kam Coral Llanza mit seiner wackeren Mannschaft nach Gerba und landete beim Kastell. Sobald die Pferde ans Land gesetzt wurden, scheuten sie dermaßen vor den Kamelen, daß sie bei ihrem Anblicke ganz verwirrt wurden. Man sah sich daher gezwungen, immer ein Pferd zwischen zwei Kamele zu stellen, was sehr viele Arbeit verursachte.

Dreizehn Tage lang durften Mann und Tier rasten.

Eines Tages erschien bei Coral der Rädelsführer Alef.

„Herr,“ sagte er, „ich will mich dir ergeben, wenn ich das Versprechen erhalte, daß man mir kein Leid zufüge und ich in ehrenhafter Verwahrung gehalten werde.“

Alef wußte wohl, was ihm für seinen Meineid und seinen Aufruhr bevorstand, darum zog er es vor, sich dem Könige gefangen zu geben, anstatt in die Hände der Besatzung zu fallen, denn es wäre ihm sonst nicht zum besten ergangen.

Zwölftes Kapitel.

Es war am Abend vor Christi Himmelfahrt des Jahres 1311, da öffneten sich die Thore des Kastells von Gerba und in wohlgeordneten Reihen zog die Besatzung aus zum Kampfe gegen das Heer der Misconas. Eine halbe Meile von diesem lagerten sich Muntaners Truppen.

Am anderen Morgen trafen sie den Feind in der besten Schlachtordnung aufgestellt. Es waren an 10,000 Mann, aber nur ganz wenig Reiter, kaum mehr als zwanzig. Sie hatten ihre Greise, Weiber und Kinder in ein hübsches und starkes Gebäude gebracht, welches in der Nähe sich befand; die Krieger lagen in geschlossener Masse auf einem Knie und deckten sich mit ihrem Schilde. In den Reihen Muntaners befand sich kein einziger Maure; er befehligte etwa 220 geharnischte und 30 leichte Reiter, und ungefähr 1000 Catalanen, die übrigen Truppen befanden sich auf den Galeeren und hüteten die Meerenge.

Ein Trompetensignal ertönte. Auf dieses

Zeichen hin griffen die Streiter Muntaners zu den Waffen.

Abermals ein Trompetenstoß, und nun bereiteten sie sich zum Angriffe. Ein dritter Trompetenstoß mit Trommelwirbel untermischt sollte das Zeichen zum allgemeinen Angriffe sein. Reiter und Fußvolk sollten sich gemeinschaftlich auf den Feind werfen. Jene standen auf dem linken, diese auf dem rechten Flügel. Kaum aber waren die beiden ersten Signale gegeben, da merkten die Mauren, daß es beim dritten zum Angriff gehen werde. Darum kamen sie dem Gegner zuvor und warfen sich in Masse dergestalt auf das Fußvolk Muntaners, daß sie es sofort in Unordnung brachten. Aber der christliche Vortrab wartete das dritte Zeichen nicht ab, sondern griff sofort an, weil sonst das ganze Fußvolk verloren gewesen wäre. Ehe also noch das dritte Zeichen gegeben war, hatte die Schlacht schon begonnen. Es war ein verzweifeltes Ringen im dichtesten Handgemenge. Die Mauren fochten mit einer beispiellosen Wildheit. Wie wütende Eber unter die Jäger drangen sie unter die Catalanen. Die Schlacht dauerte von halb drei Uhr nachmittags bis abends. Am Ende aber fielen sie alle und nicht einer entkam mit dem Leben. Muntaner verlor an 60 Reiter, 60 andere waren schwerverwundet.

Nachdem alle Mauren gefallen waren, wurde das feste Haus angegriffen, in welchem die Weiber, Kinder und Greise der Mauren eingeschlossen waren. Die Catalanen töteten alle männlichen

Gefangenen, die das zwölfte Jahr überschritten hatten, die Weiber und Kinder, über 12,000, wurden gefangen. Ungeheuer groß war die Beute, welche den Siegern zu teil wurde, die mit Freude und Jubel ins Kastell zurückkehrten. Coral Llanza aber schiffte sich mit seinen Truppen nach Sicilien ein und nahm alle Gefangenen mit sich.

So hatte Muntaner endlich Ruhe hergestellt auf der bisher zerrütteten Insel, welche er in Frieden regieren konnte.

Als König Friedrich durch Coral Llanza den Waffenerfolg Muntaners erfuhr, verlieh er diesem die Insel Gerba und die Insel Quenquens auf drei Jahre mit allen Rechten und Einkünften, so daß Muntaner drei Jahre lang damit schalten und walten konnte nach Belieben, doch mußte er auf eigene Kosten für den Schutz der Insel und des Kastells sorgen.

Endlich konnte Muntaner auch daran denken, in seine Heimat zu reisen, um sich zu verehelichen. Er übergab also die Statthalterschaft über die Insel seinem Vetter, Joan Muntaner, begab sich nach Sicilien und rüstete eine Galeere aus. Von da fuhr er nach Valencia und landete in Mallorca, wo er den König Jayme von Mallorca und den Infanten Fernando traf. Beide überhäuften ihn mit Beweisen ihrer Huld, namentlich war es der Infant, welcher eifrig darauf sann, wie er dem ehemaligen Waffenfreunde seine Gunst erzeigen konnte.

In Valencia verheiratete sich Muntaner und kehrte dann mit seiner jungen Frau, die etwa

dreiundzwanzig Jahre zählte, nach Gerba zurück, wo er die Herrschaft über die Insel wieder in seine Hände nahm.

Bald umdüsterte sich der politische Horizont aufs neue.

Zwischen König Robert von Neapel und König Friedrich von Sicilien brach Krieg aus. Während Robert die Hauptstadt Messina belagerte, entsandte er 60 Galeeren und 400 Reiter, um die Insel Gerba anzugreifen. Alsbald brachte Muntaner seine Familie in Sicherheit, die er nach Valencia schickte. Er setzte das Kastell in Verteidigungszustand, ließ Maschinen und Sturmzeug fertigen und versah sich mit allem Nötigen. Hierauf entsandte er Boten zu Selim Ben Margan, Jacub Ben Atia und anderen arabischen Häuptlingen, mit denen er Verträge eingegangen hatte. Er ließ ihnen sagen, nun sei die Zeit gekommen, wo sie Ehre und Reichtum gewinnen könnten, sie möchten ihm daher beistehen. Die Araber bedachten sich nicht lange.

„Für dich, Herr, geben wir unser Leben," sprachen die Häuptlinge zu ihm, als sie sich bei ihm einfanden. „In acht Tagen werden wir mit 8000 Reitern erscheinen und wir wollen nichts als deinen Dank und den des Königs von Sicilien."

Und wie Ernst es diesen Männern war, das bewies die Thatsache, daß sie nicht in acht Tagen, wohl aber noch an demselben Tage mit 5000 Mann eintrafen.

König Roberts Galeeren erschienen alsbald

in der Nähe der Insel Gerba. Mit lauter Freude empfing Muntaner die Botschaft von ihrem Herannahen und auch die Araber brachen in lauten Jubel aus.

Aber die Freude Muntaners wurde leider getrübt, denn es landeten zwei Boote, welche Meldung brachten, daß König Robert seine Flotte von Gerba abberufen habe, weil er sie benötige, um einen Angriff des Königs von Sicilien zurückzuschlagen. Das war eine schmerzliche Kunde für den kampflustigen Statthalter von Gerba. Sobald er sie erfahren hatte, schickte er den befreundeten Arabern Lebensmittel und Kleider in Menge, so daß sie sehr zufrieden heimkehrten.

„Herr!" riefen sie ihm beim Abschiede zu, „bei Tag und Nacht magst du uns rufen! Wir werden jederzeit zu deinen Diensten sein."

Bald darauf wurde zwischen den Kronen Sicilien und Neapel Waffenruhe geschlossen und Muntaner, welcher sich nach seiner Familie sehnte, erbat sich die Erlaubnis, nach Catania zu kommen, wo sich damals der Infant Fernando von Mallorca mit seiner Gemahlin befand. Dieser empfing ihn mit Freuden und da Muntaner den Wunsch äußerte, in seine Dienste zu treten, so riet ihm der Infant, dem König Friedrich die Insel Gerba zurückzustellen.

Aber schon wenige Tage darauf traf den Infanten ein schwerer Verlust; seine jugendliche Gemahlin Isabella, eine Enkelin des Fürsten von Morea, starb, nachdem sie einem Söhnchen das Leben geschenkt hatte.

Ramon Muntaner gab dem König von Sicilien die Insel zurück und legte Rechenschaft über seine Statthalterei ab. Dann bot er seine Dienste abermals dem Infanten Fernando an. Dieser beschied ihn auf den folgenden Tag zu sich und sprach zu ihm in Gegenwart vieler Ritter und vornehmer Leute:

„En Ramon Muntaner, Ihr seid wahrlich ein Mann, dem ich mehr zu Danke verpflichtet bin, als irgend sonst jemand. Ihr habt in meinem Dienste in Romanien eueren ganzen Besitz verloren, habt mit mir die Gefangenschaft geteilt, habt meinetwegen in der Compagnie alle Ehren und Würden aufgegeben und mir noch viele andere Dienste erwiesen, zu denen ich nicht als den geringsten den zähle, daß Ihr auf eueren Posten als Gouverneur von Gerba verzichtet habet. So groß sind euere Dienstleistungen, daß ich Euch nicht nach Gebühr zu lohnen vermag. Und nun bin ich in der Lage, Euch um einen neuen Dienst bitten zu müssen, welcher alle übertrifft, die Ihr mir bisher erwiesen habt, und ich bitte Euch in Gegenwart dieser Ritter, daß Ihr mir diesen Dienst leistet, um den ich Euch angehe."

Da küßte ihm Muntaner die Hand und sprach mit bewegten Worten:

„Herr, ich danke Euch für die Worte, so Ihr eben an mich gerichtet habt. Befehlt nur, was Euch beliebt, ich werde es gern thun. Solange noch Leben und Atem in mir ist, will ich in nichts ermangeln, was Ihr mir auch befehlen werdet."

„So wisset denn, was ich von Euch begehre,“ erwiderte der Infant. „Gott hat uns durch unsere Frau Gemahlin diesen Sohn En Jayme geschenkt. So bitten wir Euch, daß Ihr ihn nehmet und ihn unserer Mutter, der Königin von Aragon, bringt, und ihn ihr übergebt.“

Muntaner zeigte eine bestürzte Miene über diesen wichtigen Auftrag.

„Herr,“ bat er, „gebt mir einen Gefährten.“

Aber der Infant wollte ihm keinen geben, sondern sagte, Muntaner möge sich nur rüsten und jene Sorge tragen, wie man sie im Dienste seines Herrn tragen müsse.

Da trat Muntaner zu dem Infanten hin und küßte ihm die Hand; dann bekreuzte er sich und empfing den ehrenvollen Auftrag.

Sogleich befahl der Infant einem Ritter, Rot de Monells, welcher den kleinen Jayme in Verwahrung hatte, das Kind an Muntaner zu übergeben.

Muntaner, der treue Diener, traf alle Anstalten zur Fahrt, bewaffnete sein Schiff wohl und stach zu Catania am 1. August 1315 in See. Als er aber zu Trapani landete, erhielt er Briefe, die ihn warnten, auf der Hut zu sein vor vier bewaffneten Galeeren, welche ausgerüstet worden seien, um sich des Infanten zu bemächtigen.

Sogleich verstärkte Muntaner die Mannschaft des Schiffes. Dann setzte er die Reise fort. Es war rührend zu sehen, mit welcher ängstlichen Sorgfalt der edle Mann den königlichen Säug-

ling hütete, wie er ihn fast nie aus den Augen verlor.

Einundneunzig Tage dauerte die Fahrt. Einmal hatten sie einen furchtbaren Sturm zu bestehen, welcher die Wogen des Meeres hoch über die Mastbäume hinwegschleuderte. Da nahm Muntaner das Kind, kniete auf dem Schiffe nieder und flehte, es emporhaltend, zum Himmel:

„Mein Herr und Gott! Um dieses Kindes willen erbarme dich unser! Nimm mein Leben, wenn du es für gut hältst, aber schone dieses unschuldigen Wesens."

Die Frauen, welche als Begleiterinnen dem Kinde beigegeben waren, weinten laut, selbst die rauhen Krieger und Seeleute vergossen Thränen bei diesem Anblicke. Es schien eine geraume Zeit, als ob die Wut des Meeres alle verderben wolle. Einen Tag und eine Nacht tobte der Sturm aufs gräßlichste, und während dieser ganzen Zeit kam der kleine Infant nicht aus den Armen des treuen Dieners. Endlich legte sich das Gebrüll des Orkans — das Meer wurde ruhig und im hellen Sonnenschein landete das Schiff am Tage Allerheiligen zu Salon. Dort wurde Muntaner mit seiner kostbaren Last feierlich empfangen und im festlichen Zuge ging es dann weiter nach der Stadt Perpignan, wo damals die Könige Mallorcas zu residieren pflegten.

In Perpignan wurde Muntaner alle mögliche Ehre erwiesen. Er begab sich mit dem Infanten und den Vornehmen des Gefolges sogleich aufs

Schloß, wo sich die Königin, die Mutter des Infanten Fernando, und die Königin von Mallorca befanden. Als Muntaner an die Pforte der Schloßkapelle kam, zeigte er der Königin das Kind; die Großmutter war ganz entzückt über dasselbe und Thränen rannen ihr über die Wangen, Thränen der Rührung und der Freude. Muntaner kniete nieder und die Großmutter wollte das Kind in ihre Arme nehmen.

„Verzeihet, gnädige Frau," sprach aber hier der pflichtgetreue Mann, „und verarget mir's nicht, daß ich ihn nicht aus der Hand gebe, bevor ich mich nicht meines Auftrages entledigt habe."

Da lächelte die Königin und sagte:

„Ich bin's zufrieden."

„Ist hier ein Stellvertreter des Königs?" fragte Muntaner.

„Ja, Herr," antwortete sie, „hier ist er."

Da trat er auch schon vor, — es war Hugo de Totzo.

„Ist auch der Amtmann und sind die Konsuln der Stadt zugegen? Auch einen öffentlichen Gerichtschreiber wünsche ich."

Diese Persönlichkeiten wurden sofort zur Stelle beordert. Und in ihrer Gegenwart, sowie in jener vieler Ritter und Vornehmen ließ Muntaner die Amme des Infanten, welche die Reise von Catania her mitgemacht hatte, vortreten und fragte:

„Erkennet Ihr, ob dieser Infant, den ich in meinen Armen halte, der Infant Jayme, der erst-

geborene Sohn des Herrn Infanten Fernando von Mallorca und der Frau Isabella, seiner Gemahlin, ist?"

Alle erwiderten: „Ja".

Diese Frage stellte Muntaner dreimal und ebenso oft antworteten alle mit: „Ja". Dann richtete er die gleiche Frage ebenso oft auch an die Königin und sie antwortete:

„Ja, ich bin überzeugt, daß dieses Kind gewiß mein teurer Enkel ist, und als solchen nehme ich ihn an."

Darauf Muntaner:

„Gnädige Frau, erklärt Ihr mich in Euerem und des Herrn Infanten Fernando Namen für gut und redlich und meines Auftrages entledigt, soviel ich Euch und Eurem Sohne, dem Herrn Infanten Fernando, verpflichtet war?"

„Ja, Herr," erwiderte die Königin.

Auch diese Frage geschah dreimal, und darüber wurde eine Urkunde aufgenommen. Jetzt erst übergab Muntaner der Großmutter das Kind und sie herzte und küßte es, und ein Gleiches that die Königin von Mallorca.

Darauf verließ Muntaner das königliche Schloß, blieb aber noch zwei Wochen lang in Perpignan, geehrt und geliebt von allen, die mit ihm in Berührung kamen.

So nahte Weihnachten, das heilige Freudenfest. Da nahm Muntaner Abschied von dem kleinen Infanten und dabei rannen dem treuen Helden die Thränen über die gebräunten Wangen,

so daß er sich kaum zu fassen wußte; und als er sich von den königlichen Frauen verabschiedete, da sagte die Königin von Aragon:

„Lebt wohl, Herr, das Königreich Aragon hat keinen treueren Diener als Euch. Geht und feiert in Ruhe das heilige Weihnachtsfest im Kreise euerer Lieben.“

So zog Muntaner heimwärts nach Valencia, wo er drei Tage vor Weihnachten ankam. Welche Freude seiner Gattin und seiner Kinder, als der Vater, den sie so viele Jahre nicht mehr gesehen hatten, eintrat! Sie hingen an seinem Halse, an seinen Händen, weinten und lachten, jubelten und frohlockten. Und der edle Held, welcher in so vielen Schlachten gekämpft und dem Tode ins Auge geblickt hatte, er wurde mit seinen Kindern selbst wieder zum Kinde, und er frohlockte mit ihnen über seine glückliche Wiederkehr, an der er oft selbst schon gezweifelt hatte.

„Und nun, mein teures Weib, und meine geliebten Kinder,“ sprach er bewegt, nachdem der erste Taumel der Freude vorüber war, „nun gehe ich nie mehr von euch. Wir bleiben beisammen, solange es dem lieben Gott gefällt. Ich habe meinem Herrn und König treu gedient, zu Wasser und zu Land, jetzt sehne ich mich nach Ruhe und ich darf es wohl sagen, diese Ruhe habe ich mir nach langjährigem Ringen und Kämpfen heute erworben, wo wir an der Schwelle des hehrsten Festes der Christenheit stehen!“

Es war das schönste Weihnachten, welches

damals irgendwo gefeiert werden konnte — und ein rechtes Fest des Friedens und der Freude.

* *
*

Ramon Muntaner hat Wort gehalten und ist von nun an im Kreise der Seinen geblieben. Aber so oft es galt, seinem Könige mit gutem Rate zu dienen, wartete er nicht lange; bis in sein Alter hinein bewies er, mit welcher rührenden Treue er an allem Anteil nahm, was das Wohl und Wehe des von ihm leidenschaftlich geliebten Hauses Aragon betraf.

In seinem Alter schrieb Muntaner seine Erlebnisse auf und nannte dieses Buch eine „Chronik“. Er selbst erzählt, was ihn dazu getrieben habe, dasselbe zu verfassen. Eines Tages, als er auf seinem Landgut bei Valencia war, welches Xiluela hieß, und in seinem Bette schlief, erschien ihm im Traum ein Greis in weißem Gewande, welcher ihn aufforderte, ein Buch von den großen Wundern zu schreiben, welche Gott an ihm gethan habe in den Kriegen, so er mitgemacht, denn keiner sei geeigneter als er.

Darüber wachte Muntaner auf, aber er sah niemand. Da bekreuzte er sich, dachte über die Erscheinung nach, zögerte aber immer noch, ihren Befehl auszuführen. Bald darauf sah er denselben Greis wieder und abermals richtete dieser die gleiche Anforderung an ihn. Und nun erst ging Muntaner ans Werk.

Dies geschah im Jahre 1325.

Drei Jahre lang schrieb Muntaner an seiner Chronik, ohne vielleicht daran zu denken, daß sie seinen Namen unsterblich machen werde. Sie ist ein lebendiges Bild seiner Zeitgeschichte und erzählt in meisterhafter Weise alle die wichtigen Ereignisse, an welchen der Verfasser selbst hervorragenden Anteil genommen hat.

Muntaner starb, hochgeachtet von seinen Mitbürgern, 1336 in Valencia, wo er die letzten Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Dort auch liegt er in der Dominikanerkirche begraben, einer der merkwürdigsten Helden, wie sie selbst das Mittelalter nicht allzu oft gekannt hat.

Denk, Victor Martin Otto,

Zwei Waffenbrüder ein historisches Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhundert ; für die Jugend entworfen ; mit einem Titelbilde

Regensburg 1894